Reichs-Elternwarte

Die Brücke zwischen Schule und Elternhaus

TRANSFER
8
NOV 6 1945
Serial Record Division
The Library of Congress

Heft 15 1941

Erscheint
monatlich
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.

Ein neuer
Jahrgang
rückt ein!

Aufnahme:
F. Baumeister

Kriegsmaßnahmen zum Schutze der Jugend

Mit der fortschreitenden Jahreszeit werden die Tage kürzer, die Nächte länger. In Friedenszeiten hat man hiervon nicht in dem Maße Notiz genommen, da die Dunkelheit durch die Straßenbeleuchtung ausgeglichen war. Im Zeitalter der Verdunkelung dagegen erkennt man wieder die volle Bedeutung des Sonnenlichts. Während nun die Dunkelheit für Erwachsene im wesentlichen körperliche Gefahren mit sich bringt, bedeutet die Dunkelheit für Jugendliche oft eine sittliche Gefährdung. Aus dieser Erkenntnis heraus hat der Reichsminister des Innern eine „Polizeiverordnung zum Schutze der Jugend“ erlassen. Hiernach dürfen Jugendliche unter 18 Jahren sich während der Dunkelheit auf öffentlichen Straßen und Plätzen oder an sonstigen öffentlichen Orten nicht herumtreiben. Auch der Aufenthalt in Gaststätten aller Art ist ihnen nach 21 Uhr verboten, sofern sie sich nicht in Begleitung des Erziehungsberechtigten oder einer von diesem beauftragten volljährigen Person befinden. Jugendliche unter 16 Jahren dürfen sich ohne Begleitung von Erziehungsberechtigten in Gaststätten überhaupt nicht aufhalten.

Der Besuch von öffentlichen Lichtspieltheatern, Varietés und Kabarettvorstellungen ist Jugendlichen unter 18 Jahren, die sich nicht in Begleitung von Erwachsenen befinden, nach 21 Uhr verboten. Jugendlichen unter 18 Jahren ist in Gaststätten der Genuß von Branntwein oder überwiegend branntweinhaltigen Genußmitteln verboten. Jugendliche unter 16 Jahren dürfen in Abwesenheit von aufsichtsberechtigten Erwachsenen auch andere alkoholhaltige Getränke nicht genießen.

Jugendliche unter 18 Jahren dürfen ferner in der Oeffentlichkeit nicht rauchen. Der Aufenthalt in Räumen, in denen öffentliche Tanzlustbarkeiten stattfinden und die Teilnahme an Tanzveranstaltungen im Freien ist Jugendlichen unter 18 Jahren nur in Begleitung von erziehungsberechtigten Personen und auch dann nur bis 23 Uhr gestattet.

Jugendliche, die vorsätzlich gegen diese Bestimmungen verstoßen, werden mit Haft bis zu 3 Wochen oder mit Geldstrafe bis zu 50 RM bestraft. Wesentlich schwerer werden die für solche Uebertretung verantwortlichen erwachsenen Personen bestraft, die vorsätzlich oder fahrlässig durch Verletzung ihrer Aufsichtspflicht Jugendlichen einen Verstoß gegen die genannten Bestimmungen ermöglichen. Ueber sie kann eine Geldstrafe bis zu 150 RM, in besonders schweren Fällen Haft bis zu 6 Wochen verhängt werden. Ebenso werden Unternehmer und Veranstalter von Gaststätten, Lichtspieltheatern, Varietés und Kabaretts bestraft, wenn sie vorsätzlich oder fahrlässig eine Uebertretung der Schutzbestimmungen durch Jugendliche dulden. Dasselbe gilt für Personen, die sich wahrheitswidrig als von einem Erziehungsberechtigten beauftragt ausgeben und die Verstöße von Jugendlichen hierdurch decken wollen.

Die vorstehenden Bestimmungen gelten selbstverständlich nicht für Jugendliche, die von der Arbeitsstelle oder vom HJ-Dienst heimkommen oder aus anderen notwendigen Gründen die Straße während der Dunkelheit betreten. In diesen Fällen müssen die Jugendlichen jedoch im Besitze eines rechtsgültigen Ausweises sein. Dr. M.

Zur Frage des Züchtigungsrechts in Volks- und Berufsschulen

Zu der umstrittenen Frage des Rechts der Lehrer zu körperlichen Züchtigungen hat das Reichsgericht in einer überaus interessanten Entscheidung erneut Stellung genommen. In dem betreffenden Falle hatte ein Gewerbeoberlehrer einem sechzehnjährigen Berufsschüler eine leichte Ohrfeige gegeben, weil er trotz wiederholter Aufforderungen kein Zeichengerät zum Unterricht mitgebracht hatte. Der Schüler behauptete, die Ohrfeige habe eine „schleichende Gehirnhautentzündung“ hervorgerufen. Er verklagte mit dieser Begründung die Stadtgemeinde, zu der die Berufsschule gehörte, auf Schadenersatz und Schmerzensgeld. Das zuletzt mit dieser Angelegenheit befaßte Reichsgericht wies die Klage des Schülers jedoch mit folgender Begründung ab. (8. 11. 1940 — III 24/40.)

„Lehrer an Berufsschulen besitzen das Recht zur körperlichen Züchtigung der Berufsschüler. Freilich sind in Preußen besondere einschlägige Vorschriften für die Berufsschulen nicht erlassen worden. Die Berufsschulen müssen jedoch in dieser Hinsicht den Volksschulen grundsätzlich gleichgestellt werden. Denn sie sind berufen, das von den Volksschulen begonnene Werk fortzuführen, und es ist ihre Aufgabe, den Berufsschülern nicht nur Kenntnisse beizubringen, sondern auch erzieherisch auf sie einzuwirken. Aus dem Erziehungszweck folgt aber von selbst das Recht, innerhalb der durch den Erziehungszweck gezogenen Grenzen angemessene Zuchtmittel zur Anwendung zu bringen. Ohne diese wird trotz des fortgeschrittenen Alters der Schüler auch bei den Berufsschulen nicht auszukommen sein. Es ist Erfahrungstatsache, daß gerade im Alter der sogenannten Flegeljahre die Hand des Erziehungsberechtigten mitunter streng durchgreifen muß. Schrifttum und Rechtsprechung der früheren Zeit haben daher das Züchtigungsrecht der Lehrer an Berufsschulen übereinstimmend bejaht. Hieran muß auch für die Zeit nach dem Umbruch festgehalten werden. Die Erziehung der Jugendlichen in Jungvolk und Hitlerjugend hat zwar den Schulen ihre Aufgabe wesentlich erleichtert, aber doch keineswegs abgenommen. Im übrigen ähnelt das Recht der Lehrer an den Berufsschulen zur Anwendung körperlicher Züchtigungsmittel nach Inhalt und Zweck dem Züchtigungsrecht des Lehrherrn gemäß § 127a der Reichsgewerbeordnung. Dieses besteht ebenfalls selbst älteren Lehrlingen gegenüber und hat durch die Aenderung der Rechtsanschauungen seit dem Umbruch keine wesentliche Beeinträchtigung erfahren. Freilich muß das im halbwüchsigen Alter besonders empfindliche Ehrgefühl des Jugendlichen möglichst geschont und die erzieherische Notwendigkeit und Zweckdienlichkeit einer Züchtigung von dem Erziehungsberechtigten, hier also von dem Lehrer, sorgfältig abgewogen werden. Was die Ausführung der Züchtigung anbelangt, so darf sie niemals zu Mißhandlungen ausgedehnt werden, welche der Gesundheit des Schülers auch nur auf entfernte Art schädlich werden können.

Der Lehrer hat die Züchtigung dadurch vorgenommen, daß er dem Schüler eine leichte Ohrfeige versetzte. Wären Ohrfeigen oder Backenstreiche als Schulstrafen überhaupt verboten, dann würde ein Verstoß hiergegen ohne weiteres eine schuldhafte Verletzung der dem Lehrer obliegenden Amtspflichten bedeuten und es brauchte nicht danach gefragt zu werden, ob der Lehrer im Einzelfalle mit gesundheitlichen Nachteilen für den Schüler hätte rechnen müssen. Aber gesetzliche Bestimmungen, durch welche dem Lehrer Ohrfeigen oder Backenstreiche verboten wären, bestehen nicht. Freilich war die frühere Rechtsprechung geneigt, Backenstreiche und Ohrfeigen wegen der Gefahren für Auge und Ohr in der Regel als gesundheitsgefährdend zu betrachten. Immerhin hat sich eine einheitliche Auffassung darüber nicht durchsetzen können. Die Frage kann nach richtiger Auffassung auch nur von Fall zu Fall entschieden werden. Grundsätzlich läßt sich nämlich nicht schlechthin schon jeder Backenstreich oder jede Ohrfeige als eine unzulässige Mißhandlung des Schülers ansehen. Andernfalls wäre es unverständlich, warum die oberste Schulaufsichtsbehörde in Preußen nicht zu einem allgemeinen Verbot dieser Strafmittel gekommen ist. Allerdings wird bei Kindern in jüngerem Alter die Anwendung der gedachten Züchtigungsmittel nicht unbedenklich sein. Das läßt sich aber nicht auf einen Fall übertragen, wo — wie hier — ein im 16. Lebensjahre stehender Junge mit einer leichten Ohrfeige gestraft worden ist. In einem solchen Falle braucht der Lehrer normalerweise nicht damit zu rechnen, daß der leichte Schlag von nachteiligen Folgen für die Gesundheit des Schülers begleitet sein werde, es sei denn, daß ihm dessen körperlicher Zustand Anlaß zu gegenteiligen Befürchtungen geben muß. Uebrigens pflegen auch Eltern ihre Kinder, namentlich wenn diese in ein fortgeschrittenes Alter gelangt sind, in dieser Art zu strafen.“

Diese Ausführungen des Reichsgerichts dürften der Sachlage gerecht werden. Es ist erfreulich, daß nach der heute wieder herrschenden gesunden Auffassung das Recht des Lehrers zu körperlichen Züchtigungen bejaht wird. Es ist selbstverständlich, daß die Lehrerschaft von dieser Befugnis nur einen äußerst sparsamen Gebrauch macht und daß zu solchen Strafen nur geschritten wird, wenn andere Erziehungsmittel versagen. In allen Fällen ist große Vorsicht am Platze; es darf niemals das zulässige Maß der Züchtigung überschritten werden. Die körperliche Züchtigung soll, wenn sie unvermeidbar erscheint, mehr den Charakter einer Ehrenstrafe haben als den einer Schmerzzufügung. Wichtig ist vor allem, daß bei der Schülerschaft nicht der Eindruck entsteht, als ob die Züchtigung auf eine Unbeherrschtheit des Lehrers zurückzuführen sei; die Schüler müssen vielmehr deutlich empfinden, daß sich der Lehrer nur ungern zu der körperlichen Züchtigung entschließt. Wenn in diesem Rahmen von dem Erziehungsmittel der körperlichen Züchtigung Gebrauch gemacht wird, dürfte der Schadenersatzprozeß eines angeblich verletzten Schülers niemals Erfolg haben können.

Dr. M.

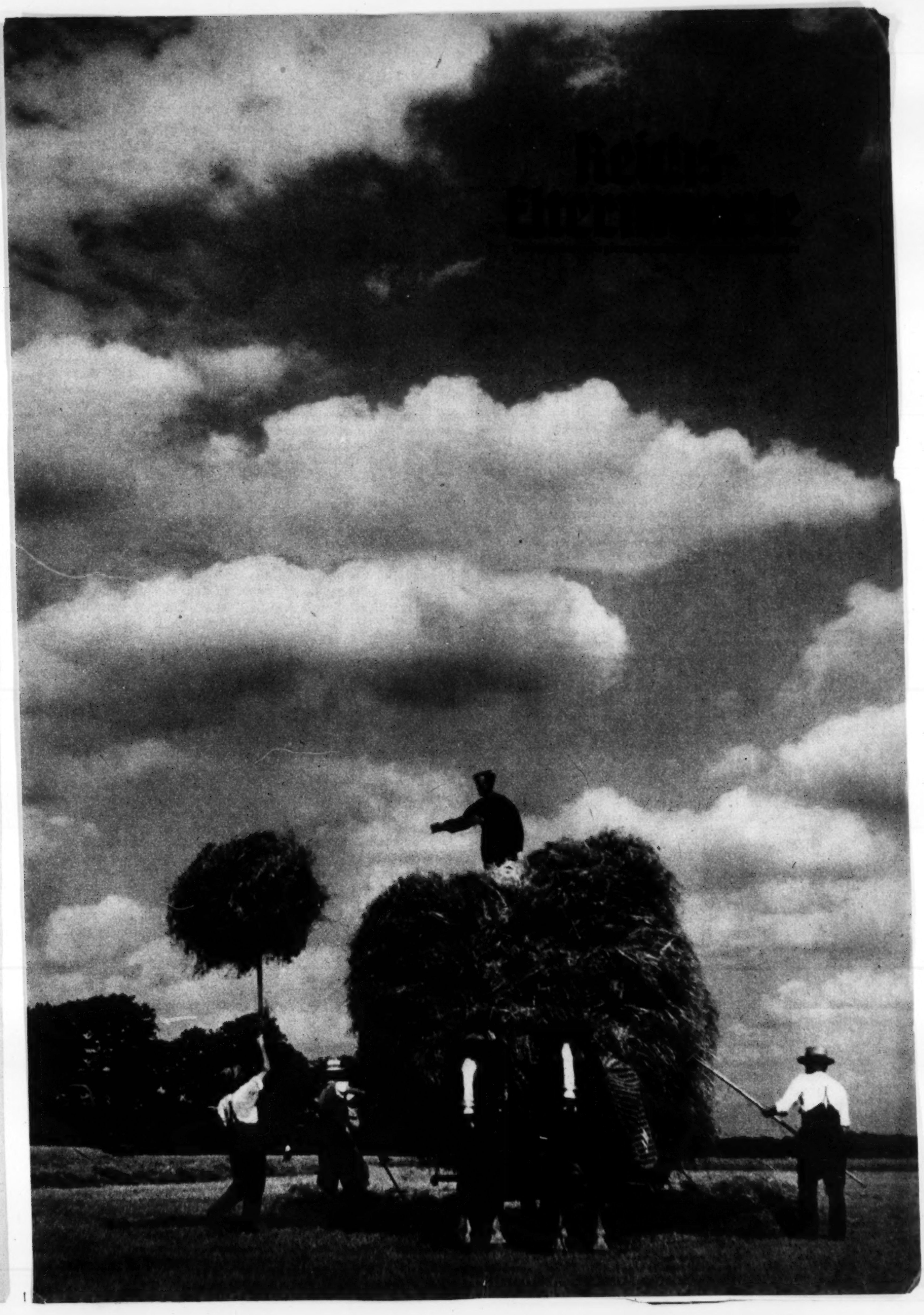
Reisemarken bleiben gültig

Zur Aufklärung von Zweifeln über die Gültigkeit von Reisemarken ist auf folgendes hinzuweisen: Im Zusammenhang mit der Aufhebung der Bestellscheinpflicht für Fleisch hat der Reichsernährungsminister in seinem Erlaß zur Durchführung des Kartensystems bei Lebensmitteln für die gegenwärtig laufende Zuteilungsperiode folgendes ausgeführt: „Durch die restlose Beseitigung der Bestellscheinpflicht für Fleisch erübrigt sich der Umtausch der Reichsfleischkarten oder ihrer einzelnen Abschnitte in Reise- und Gaststättenmarken für Fleisch und wird daher untersagt. Die Bestimmungen über die Ausgabe von Reise- und Gaststättenmarken für Fleisch in besonderen Fällen, also nicht im Umtausch gegen Haushaltskarten, werden hiervon nicht berührt. In den Fällen, in denen die Erlasse daher die umtauschlose Ausgabe von Reise- und Gaststättenmarken für Fleisch vorsehen, haben die Ernährungsämter nach wie vor Reise- und Gaststättenmarken auszuhändigen.“ Damit ist klargestellt, daß Reisemarken auch in Zukunft ausgegeben werden, wenn auch nur in besonderen Fällen. Die jetzt aufgetauchte Frage, ob die bisher ausgegebenen Reisemarken ungültig werden, ist zu verneinen. Die Reisemarken, die gegenwärtig im Umlauf sind, bleiben nach wie vor gültig und müssen auch von den Fleischereibetrieben beliefert werden.

Nur wenn alle auf das Kind einwirkenden Erziehermächte an einem Strang ziehen, ist eine gedeihliche Erziehung des Kindes möglich

Darum lest die „Reichs-Elternwarte“

Die Brücke zwischen Schule und Elternhaus



Die Hauptschule

Eine neue Schulform

Es ist auf diesen Blättern schon des öfteren mit Bewunderung und Stolz darauf hingewiesen worden, mit welcher inneren Sicherheit vom deutschen Volk der gegenwärtige Krieg geführt wird. Das deutsche Volk weiß, daß dieser Kampf über das Schicksal der Nation und des Reiches und darüber hinaus über die Neuordnung Europas und die Rettung der abendländischen Kultur entscheidet. Es ist deshalb in nie gekannter und erlebter Geschlossenheit zu diesem Kampf angetreten, und jeder Deutsche kennt nur ein Ziel: Sieg! Und dennoch: während an den Fronten unsere Soldaten aller Gattungen in todesmutigem Einsatz von Erfolg zu Erfolg schreiten, während die Heimat unermüdlich Waffen schmiedet und die Ernährung aller sicherstellt, während also einzig und allein das Gesetz des Krieges zu gelten scheint, sind berufene Männer und Stellen am Werke, Kulturaufgaben von großartigem Ausmaß zu lösen oder doch die Grundlagen für deren Lösung zu schaffen. Mitten im entscheidendsten aller Kriege wird ein Werk vollbracht, an das sich frühere Geschlechter nicht einmal im Frieden herantrauten: wir meinen die Vereinheitlichung des deutschen Schulwesens im Rahmen einer durchgreifenden Schulreform.

Der Führer selbst hat diesem Beginnen seine Aufmerksamkeit gewidmet und seine persönliche Entscheidung ist es, daß eine im Altreich bisher nicht gekannte, nämlich die in der Ostmark übliche mittlere Schulform der sogenannten Hauptschule, im gesamten Reichsgebiet eingeführt werden soll. Mit ihrer Einführung wird in den neuen Reichsgebieten sofort begonnen, und an Hand der für diese Gebiete geltenden ministeriellen Bestimmungen kann man sich ein Bild von dem Gesicht der neuen Hauptschule machen, die in absehbarer Zeit auch dem Schulwesen des Altreiches ein neues Gepräge gibt.

Die Hauptschule baut sich wie die Oberschule (und wie die Nationalsozialistischen Bildungsanstalten und die Adolf-Hitler-Schulen) auf dem vierten Jahrgang der Volksschule auf. Und zwar nicht als ein Teil von dieser, sondern als eine völlig selbständige Erziehungs- und Bildungsstätte. Sie führt vier aufsteigende Klassen, so daß die Schulpflicht auch der Hauptschüler und Hauptschülerinnen nach acht Gesamtschuljahren beendet ist. Noch nicht entschieden ist die Frage, ob für diejenigen Kinder, die freiwillig vielleicht ein fünftes oder gar ein sechstes Jahr die Hauptschule besuchen wollen, die entsprechenden Klassen eingerichtet werden; als Norm sieht die Hauptschule die Vierstufigkeit vor.

Für den Besuch der Hauptschule wird kein Schulgeld erhoben. Sie steht jedem befähigten Schüler und jeder befähigten Schülerin offen und nimmt darüber hinaus — wenn nötig, auch gegen den Willen der Erziehungsberechtigten! — jeden Schüler und jede Schülerin auf, die vom Schulleiter im Benehmen mit dem Klassenlehrer zum Besuch der Hauptschule geeignet gehalten werden. Dieses Verfahren findet in der bereits in der Aenderung des Reichsschulpflichtgesetzes betonten Bildungspflicht der befähigten Kinder seine gesetzliche Grundlage.

Das Bildungsziel der Hauptschule geht über das der Volksschule hinaus und entspricht etwa dem der bisherigen Mittelschule, dessen Aufgabe die Hauptschule übernimmt und an deren Stelle sie im Zuge der weiteren Entwicklung treten wird. Sie soll — und damit ist ihre Stellung innerhalb der anderen Schulen Großdeutschland gekennzeichnet — eine Erziehungs- und Bildungsgrundlage schaffen, „auf der die Ausbildung für alle mittleren und gehobenen praktischen Berufe in Landwirtschaft, Handel, Handwerk, Technik, Industrie und Verwaltung sowie für alle hauswirtschaftlichen, pflegerischen, sozialen und technisch-künstlerischen Frauenberufe aufbauen kann." Mit anderen Worten heißt das, daß die Hauptschule die vorbereitende Anstalt für alle auf den Beruf zielenden Schulen ist, die den Besuch einer Höheren Schule nicht erforderlich machen, also etwa für Lehrerbildungsanstalten, für Ingenieurschulen, für die Schulen der Kindergärtnerinnen, Krankenschwestern usw.

Wie in den Oberschulen wird als erste Fremdsprache in den Hauptschulen Englisch gelehrt, auch der übrige Unterricht soll während der ersten beiden Schuljahre dem in den Oberschulen gleichen, um besonders geeigneten Hauptschülern den Uebergang auf eine solche zu ermöglichen.

Berufene Stellen werden aus der Gesamtzahl der Schüler und Schülerinnen des vierten Volksschuljahres die späteren Besucher und Besucherinnen der Hauptschule auslesen. Etwa ein Drittel — das ist als Norm gedacht, die in Einzelfällen je nach der wirklichen Zahl der Begabten unter- oder überschritten werden kann — aller Schüler des Jahrgangs werden dabei erfaßt und müssen fortan die Hauptschule besuchen, vorausgesetzt allerdings, daß sie nicht auf eine Höhere Schule hinüberwechseln. Dies wird hinfort nur den Bewerbern gestattet sein, die sich unter den für die Hauptschule Ausgelesenen befinden. Es dürfte sich also etwa folgendes Bild ergeben: Im Laufe oder gegen Ende des vierten Volksschuljahres werden die damit Beauftragten aus der Zahl aller Schüler und Schülerinnen die Auswahl für die Hauptschule treffen. Den Ausgewählten bleibt die Möglichkeit, sich für einen Besuch einer Höheren Schule zu entscheiden und die hierzu übliche Prüfung abzulegen. Für die Auswahl für den Besuch einer Hauptschule sowohl wie für den Uebergang auf eine Höhere Schule werden körperliche Leistungsfähigkeit, charakterliche Haltung, Begabung und schulisches Können entscheidend sein. Versagen auf der Hauptschule führt zur Zurückversetzung in die Volksschule. Aus dieser ist auch ein späterer Uebergang auf die Hauptschule den Schülern möglich, die nach den ersten vier Schuljahren noch nicht den Anforderungen entsprachen, deren Leistungsfähigkeit sich jedoch so besserte, daß nun mit ihrem Mitkommen gerechnet werden darf.

Ueberall da, wo in einem Ort wenigstens 40 hauptschulreife Kinder des vierten Schuljahrgangs vorhanden sind, ist die Bedingung für die Errichtung einer Hauptschule erfüllt. Kleinere Orte werden zu Hauptschulverbänden mit einer gemeinsamen, möglichst zentral gelegenen Hauptschule zusammengeschlossen, wobei die Einrichtung von gemischten Klassen — Jungen und Mädchen — zulässig ist. Vielleicht wird sich in Gegenden mit schwacher Besiedelung die Angliederung von Schülerheimen an die Hauptschule als notwendig erweisen.

Entsprechend dem über die Volksschule hinausführenden Bildungsziel werden an den Lehrer der Hauptschule Anforderungen gestellt, die ihrerseits auch höher liegen als die, denen der Volksschullehrer genügen muß. Eine besondere Fachausbildung wird von ihm verlangt. Zunächst werden die erforderlichen Lehrkräfte aus den Reihen der Volksschullehrer entnommen; bewährte Erzieher und Erzieherinnen werden in dafür vorgesehenen Lehrgängen für die Arbeit an den Hauptschulen vorbereitet. Auch Mittelschullehrer sind für den Dienst an den Hauptschulen vorgesehen worden.

Die Einführung der Hauptschulen und die gesetzliche Verankerung der Hauptschulpflicht bedeuten eine grundlegende Veränderung und Erweiterung des deutschen Bildungswesens. Mit einer Jahrhunderte alten Gewohnheit — Pflicht nur zum Besuch der Volksschule und freie Entscheidung des Schülers oder des Erziehungsberechtigten über einen etwaigen Besuch einer weiterführenden Schule — wird durch die neue Schulform gebrochen, und für ein Drittel der Gesamtbevölkerung wird das Bildungsziel höher gesteckt. Daß solche in unser Volksleben zutiefst einschneidenden Maßnahmen als Teilbestand einer durchgehenden Schulreform mitten im Kriege getroffen und daß mitten in einer sturmbewegten eisernen Zeit mit ihrer Durchführung begonnen wird, diese erstaunliche Tatsache findet ihre Erklärung darin, daß der deutsche Mensch über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus in Europa eine Sendung zu erfüllen hat. Für sie muß er bestens gerüstet sein und kein Tag, ihn auf die Sendung vorzubereiten, darf verloren gehen. Starkes, siegesgewisses deutsches Volk aber, das mitten im Waffenlärm weitschauend und zukunftsgläubig ein Friedenswerk in Angriff nimmt!

„Frauen vor die Front!“

Zu unserm Aufsatz: „Ein Kapitel, nur für Väter geschrieben!“

Zu dem Kapitel „Nur für Väter geschrieben!“ im letzten Heft nimmt nun, wie angekündigt, der Leiter einer Höheren Schule, Oberstudiendirektor Dr. K. das Wort:

Ich kann, von der Höheren Schule her gesehen, der Meinung des alten, erfahrenen Schulmannes im vorigen Heft der „Reichs-Elternwarte“ nicht ganz beipflichten. Gewiß ist es auch in der Höheren Schule so, daß die Zahl der Mütter, die den Weg zur Schule finden, größer ist als die der Väter; aber einmal ist der Unterschied gar nicht so sehr groß, vor allem aber erklärt er sich wirklich harmlos und einfach aus dem Mangel an Zeit. Die Sprechstunden der Lehrer liegen am Vormittag; die meisten Väter müssen sich daher erst vom Dienst freimachen, und das tun sie verständlicherweise nicht gern. Zwar stehen Lehrer und Schulleiter nach Verabredung auch am Nachmittag und am Abend in ihrer Wohnung gern zur Verfügung, aber es ist begreiflich, daß ein Vater nur in ganz dringenden Fällen von einem solchen Entgegenkommen Gebrauch machen will.

Man darf aber unsere Frage überhaupt nicht bloß nach der Zahl der weiblichen und männlichen Sprechstundenbesucher betrachten, sonst gewinnt man ein ganz schiefes Bild. Man muß sie vielmehr einfügen in den viel größeren Rahmen des Verhältnisses von Elternhaus und Schule; dann erkennt man bald, daß unsere Teilfrage sich nicht auf einen Generalnenner bringen läßt, sondern die Lösungen verschieden sind je nach dem Alter, dem Anlaß und der Schwere des Falles.

Die Anmeldung des Kindes zur Höheren Schule erfolgt zwar aus dem erwähnten Zeitmangel meist durch die Mütter; aber der Hundertsatz der Väter ist doch ungleich höher als bei den späteren Sprechstundenbesuchen in den unteren Klassen. Die oft langen Rücksprachen, die man als Schulleiter bei dieser Gelegenheit mit den Vätern hat, sind für beide Teile sehr wertvoll. Wieviel Erwägungen der Eltern sind diesem Besuche vorausgegangen! Soll man den Jungen überhaupt auf die Höhere Schule schicken? Auf welche? Werden sich die Hoffnungen erfüllen? Wird es wirtschaftlich tragbar sein? Werden diese oder jene körperlichen oder seelischen Hemmungen sich beheben lassen? Besonders eingehend und wertvoll sind die Unterhaltungen mit Vätern, die selbst auf keine Höhere Schule haben gehen können, oder die einen anderen Schultyp besucht haben. Hier kann man viel Mißverständnisse beseitigen und die richtige Vorstellung vom Wesen und den Aufgaben einer Höheren Schule schaffen. So läßt sich gleich von Anfang an ein gutes Zusammenarbeiten zwischen Elternhaus und Schule ermöglichen.

Was nun die eigentliche Schulzeit angeht, so muß man sich auch hier von jeder Schematisierung in der Beurteilung der Elternbesuche hüten. Man muß scheiden zwischen den verschiedenen Altersstufen der Kinder, zwischen gesunden und schwächlichen, zwischen Eltern, die es für ihre Pflicht halten, in regelmäßigen Abständen die Lehrer aufzusuchen, und solchen, die nur auf Aufforderung der Schule erscheinen. Den stärksten Einschnitt bewirkt auch hier der Eintritt in die Pubertät. Vorher, also in den unteren Klassen, sind Elternbesuche recht häufig, und es ist natürlich, daß meist die Mütter kommen; handelt es sich dabei doch keineswegs bloß um das schulische Fortkommen, sondern alle möglichen Fragen werden vorgebracht: Gesundheit, Appetit, Kleidung, Hänseleien unter den Jungen usw. Die Schule tut das Ihrige, um diese enge Zusammenarbeit mit dem Elternhause zu unterstützen. So werden von vornherein eine Fülle von Fehlurteilen und gegenseitigen Mißverständnissen vermieden. Weiß z. B. der Lehrer durch die Eltern rechtzeitig, daß das Kind an Migränezuständen leidet oder daß die Drüsen nicht richtig arbeiten, so lassen sich pädagogische Mißgriffe seitens der Schule leicht verhindern, die sonst unvermeidlich sind. Aber auch umgekehrt wird das Elternhaus dankbar sein, wenn es der Schule gelingt, auf physische und psychische Störungen hinzuweisen und zu einem Besuche des Arztes zu raten.

Dieses erfreuliche Bild enger Zusammenarbeit ändert sich leider meist in und nach der Pubertätszeit; die Jungen in ihrem wachsenden Selbstbewußtsein beeinflussen die Eltern, möglichst gar nicht mehr in die Schule zu laufen, und sie haben meist Erfolg damit! Die Besuche werden allmählich seltener und beschränken sich auf die fatalen Versetzungsbesuche oder sonstige ernstere Fälle, in denen die Schule von sich aus um Rücksprache bittet. Damit aber verschiebt sich von selbst das zahlenmäßige Verhältnis der väterlichen und mütterlichen Besuche. Der „Ernst der Lage“ ruft nun doch recht oft die Väter auf den Plan, und nicht selten sieht sich die Schule genötigt, ausdrücklich um den väterlichen Besuch zu bitten. Es soll nicht behauptet werden, daß solche Unterredungen immer erfreulich sind, und jeder Schulmann weiß von Mißerfolgen, unbefriedigenden Lösungen und fatalem Verhalten zu berichten, aber im ganzen darf man doch sagen, daß die Eltern für die Fürsorge der Schule dankbar sind. Das gilt besonders von der Mithilfe der Schule bei der Berufswahl. In dem schwierigen Alter von 15 und 16 Jahren ist bei nicht wenigen Jungen die Schulunlust so groß, daß um Seemann oder Farmer oder „Künstler“ zu werden oder „zum Film zu gehen“ sie den Abgang von der Schule erzwingen wollen; sie werden faul und teilnahmslos, die Zeugnisse verschlechtern sich zusehends. Die Eltern schreiten dann wohl im Guten oder im Bösen ein, werden aber allmählich mürbe und wollen nachgeben. Der Klassenlehrer und Schulleiter wissen aber, daß es sich um eine vorübergehende Erscheinung handelt und daß es schade wäre, wenn der befähigte Junge nicht zum Studium gelangte; und so bemühen sie sich, die Eltern zum Durchhalten zu ermuntern. Es ist dann jedesmal schön, wenn beide Teile nach Jahren die Frucht ihres gemeinsamen erfolgreichen Bemühens schauen können. Es kann aber auch umgekehrt sein: die Schule sieht, daß der Junge nicht geeignet ist, die Höhere Schule bis zum Ende zu besuchen, daß er aber verspricht, in diesem oder jenem praktischen Beruf, den er heiß erstrebt, seinen Mann zu stehen; die Eltern aber wollen mit allen Mitteln und Opfern den weiteren Schulbesuch erzwingen.

Diese Beispiele zeigen, warum es nicht verwunderlich ist, daß auf der Oberstufe der Höheren Schule der Vater im Verkehr mit der Schule viel stärkeren Anteil hat als in den unteren Klassen. Der Wunsch der Schulleitung aber geht dahin, daß es gelingen möge, die Zusammenarbeit zwischen Elternhaus und Schule immer enger und vertrauensvoller zu gestalten.

Nachwort der Schriftleitung:

Der Leser wird gespürt haben, daß der Verfasser in seiner Stellungnahme über den engen Rahmen des ihm gestellten Themas hinausgegangen ist. Wir beanstanden das nicht, denn dadurch ist die große Bedeutung der Frage noch klarer geworden. Wenn — im Gegensatz zur Volksschule — der starke aktive Anteil des Vaters am Schulleben in der Oberstufe der Höheren Schule deutlich geworden ist, so bedarf doch unsere Gesamtüberschrift „Frauen vor die Front“ keiner Abänderung, sondern nur einer Umdeutung. Der Krieg zwingt die Frauen, an Tausend Stellen für den Mann einzutreten, er legt ihr auch in der Erziehungsaufgabe noch größere Verantwortung auf, indem sie allein tun muß, was beide Elternteile für ihre Kinder gemeinsam zu tun berufen sind.

Kinderhände schaffen Werte

Aufnahmen:
B. Holtmann, Köröst und Bollcke, Rudolf Schmeer und L. Boog

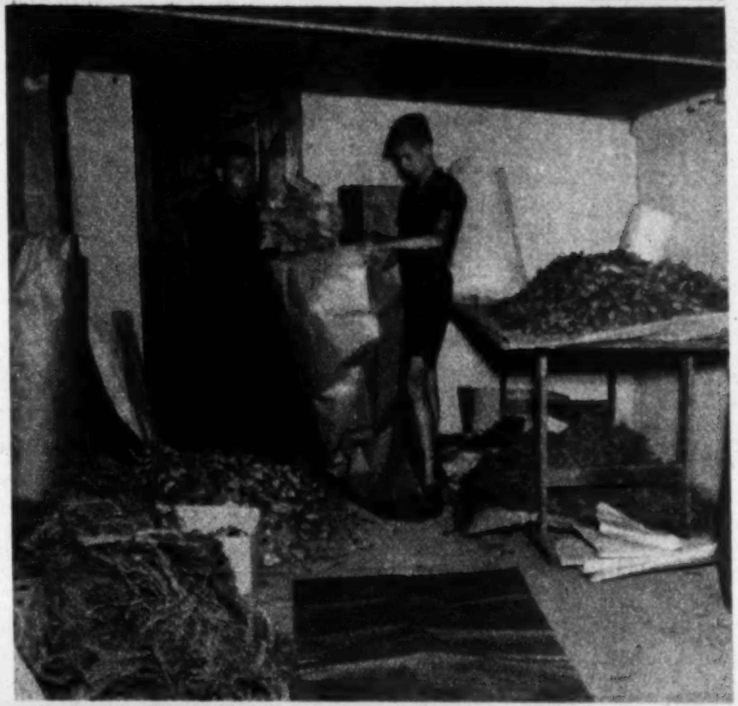
Das beschauliche Ausruhen im Walde, das uns Erwachsenen nach Tageslärm und Arbeitslast die gesuchte wohlige Entspannung bringt, weswegen wir bei jeder Gelegenheit hinausflüchten aus den Städten, hinaus aus den „vier Wänden" unserer Wohnungen, dieses Losgelöstsein von Pflichten und Aufgaben, ist der Jugend fremd. Sie kann sich nicht untätig in den Schatten des Waldes legen, um hineinzulauschen in das geheimnisvolle Raunen und Rauschen —, sie muß sich beschäftigen, muß etwas tun. Ist sie aller Aufgaben ledig, nun, dann schäumt das Leben schon einmal über, dann weiß sie mit ihrer Kraft nicht wohin. Sollen dann die Dummheiten nicht überhand nehmen, ist es gut, wenn man ihren Beschäftigungsdrang ein wenig steuert. Und das fordert die Jugend sogar von uns, diese Jugend, die auch inmitten des harten Ringens um Großdeutschlands Ehre und Freiheit nicht das fröhliche Herz verlieren soll. Mit welcher Begeisterung hat sie sich in die Arbeit gestürzt, als es hieß, Altstoffe zu sammeln! Wenn wir später einmal die Ergebnisse hören werden, was unsere Pimpfe und Mädel an zum großen Teil unersetzlichen Werten vom Kehrichthaufen für eine neue Verwertung zusammengetragen haben, werden wir große Augen machen. Und wenn wir dann vernehmen werden, was diese Jugend an Gewürz- und Heilkräutern gesammelt hat, dürfen wir schon stolz auf sie sein, diese Jungen und Mädel, über deren Auftreten, deren „Rangehen" wir manchmal nachsichtig lächelten. Aber so ist sie, diese Jugend: man muß ihr nur Aufgaben stellen, die ihr liegen, dann übertrifft sie alle Erwartungen. Nun aber erst hinausziehen zu können in die Wälder, auf die Wiesen und Felder, in Sonne und Luft, um Kräuter und Gewürze zu sammeln! Was das schon geben soll, haben manche von uns gemeint, denn schließlich kann man ja nicht blind darauf lossammeln, nicht jede Pflanze ist gleich wertvoll, und nicht die Menge allein macht den Wert aus. Aber die ersten Ergebnisse beweisen schon, wie sorgfältig Schule und Hitlerjugend hier vorgearbeitet haben. Und endlich hat man der Jugend nicht alles allein überlassen, denn schließlich gilt es ja, der heimischen Industrie all jene Rohstoffe zur Verfügung zu stellen, wofür wir früher Millionen von Reichsmark aufbringen mußten, um sie aus fremden Ländern zu beziehen. Und dabei hat sich herausgestellt, daß wir von den mehr als 120 verschiedenen Heil- und Würzkräutern viele in den eigenen Wäldern haben, die besser sind als die früher eingeführten. Nun kamen all die vielen Kräuter wieder zu Ehren, die man einst als „Unkraut" verächtlich niedergetreten hat, Huflattich und Brunnenkresse, Schlehen und Ackerschachtelhalm, Schafgarbe und Feldthymian, Kamille und Beifuß, Johanniskraut und Brennessel, Eicheln, Kastanien und Bucheckern und wie sie alle heißen. Aber auch Veilchen und Gänseblümchen, Birke und Wegwarte, Brombeerblätter und Fliederbeere, sie alle

bekamen nun einen neuen Wert; wohl erst ihren artgemäßen. Und Tausende und aber Tausende Kinderhände pflückten sie, brachten sie sorgsam zu den Sammelstellen, von wo aus sie ihrer Bestimmung zugeführt wurden. Daß dabei besonders immer wieder ein Gebot beachtet wurde: „Bringt die einzelne Pflanzengattung nicht zum Aussterben, laßt genug stehen!"

zeigt, mit welchem Maß von Verantwortung auch diese kriegswichtige Aktion durchgeführt wurde.

Daneben fiel dann noch ein gutes Quentchen „Botanik" und „Naturkunde" ab. Mancher Lehrer wird sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen haben, zugleich auch ein wenig Kultur- und Gesundheitsgeschichte zu treiben; und so werden die Kinder erfahren haben, daß

Was emsige Mädelhände unermüdlich sammeln und ordnen, schleppen die Jungen zu den Sammelstellen, wo die Kräuter, Blätter und Blüten sorgsam verpackt werden. So wandern sie in die „Apothekerküchen" ihrer Bestimmung entgegen. Und wenn der Arzt dann später ein heilendes Mittel verordnet, hat unsre Jugend dazu beigetragen, daß dem Kranken Schmerzen und Not genommen wurden



schon unsere Altvorderen ausgezeichnete Heilkundler waren, die den Wert der einzelnen Heilkräuter besser kannten als mancher von uns, der mit der Heilkunst durch Kräuter noch viel Unfug macht.

So ist die Jugend nicht nur in eine lebenswichtige Aufgabe eingespannt, sie hat auch einen unmittelbaren Nutzen von dieser so begeistert durchgeführten Arbeit.

Charlotte.

Wir helfen bei der Schularbeit

Buntes Ferienallerlei / Von Lehrer Willy Kranz

Der Erfinder des Schachspiels sollte für seine Leistung vom König belohnt werden. Es wird erzählt, daß Sessa Ebn Daher — der Erfinder! — von seinem König Shehram sich zur Belohnung eine Gunst erbitten durfte. Er soll folgenden Wunsch geäußert haben: Liefere mir so viele Getreidekörner, als es gibt, wenn auf das erste Feld des Schachbretts 1 Korn, auf das zweite 2 Körner, auf das dritte das Doppelte, also 4, auf das vierte wieder das Doppelte, also 8, usw. gelegt werden! — Der König versprach die Erfüllung der Bitte, die ihm sehr bescheiden vorkam. Als aber ausgerechnet wurde, wieviel Körner auf das letzte Schachfeld gelegt werden müßten, stellte sich heraus, daß der Wunsch unerfüllbar war. Das Schachbrett hat bekanntlich acht mal acht gleich 64 Felder. Was meint ihr, Jungen und Mädel, wieviel Körner auf das 64. Feld zu liegen kämen?

! — 18 446 744 073 709 551 615 — !

Das ist eine ungeheure Zahl, die so ohne weiteres nicht jeder unter euch ablesen kann. Probiert es einmal. Hier haben wir schon einen Zahlenriesen vor uns, mit dem wir auf Anhieb garnichts anfangen können. Er geht über jede Grenze des Anschauens und Denkens hinaus. Und trotzdem wollen wir versuchen, etwas an Vorstellungen von dieser Zahl zu gewinnen. Zunächst bringen wir einmal die Zahl in unserer unten abgedruckten Stellentafel unseres Zahlensystems unter.

Unser Zahlenriese heißt abgerundet auf volle

a) Tausend = 18 446 744 073 709 552 000
b) Millionen = 18 446 744 073 710 000 000
c) Milliarden = 18 446 744 074 000 000 000
d) Billionen = 18 446 744 000 000 000 000
e) Trillionen = 18 000 000 000 000 000 000

Zum Versuch einer „Veranschaulichung" sollen uns folgende Fragen beschäftigen:

(Unter Zugrundelegung der Abrundung auf 18 Trillionen Körner als Ausgang!)

1. Wie schwer wiegt die Menge, wenn 1 Million Körner rund 30 kg wiegen?
2. Wieviel Güterwagen von 10 t wären zu ihrem Transport nötig?
3. Wieviel Güterzüge von je 50 Wagen sind das?
4. Welche Länge hätten sie? (Unter Annahme: 1 Güterzug von 50 Wagen mit Lokomotive rund 400 m lang!)
5. Wie lange brauchte Deutschland, um diese Getreidemenge zu erzeugen, wenn die jährliche Getreideernte des Deutschland von 1914 rund 30 Millionen Tonnen betrug?
6. Wieviel Tonnen Getreide kämen auf den Kopf jedes einzelnen Menschen auf der Erde? (Unter Annahme, daß rund 2 Milliarden Menschen die Erde bewohnen!)
7. Wieviel 70prozentiges Mehl könnte man daraus mahlen? (Das heißt: Von 100 kg (Ztr., dz, t) Korn werden 70 kg (Ztr., dz, t) Mehl und etwa 30 kg (Ztr., dz, t) Kleie gewonnen!)
8. Wieviel Lagerhäuser müßten gebaut werden, wenn 100 Tonnen Korn einen Rauminhalt von 160 Kubikmeter (cbm) beanspruchen und ein Lagerhaus 10 000 cbm faßt?
9. Wie lange Zeit müßte man bauen, wenn man zu einem Lagerhaus 2 Monate Bauzeit gebraucht?
10. Wie lang wäre die Reihe der Lagerhäuser, wenn 1 Haus 100 m lang ist? (Ohne Abstand von Haus zu Haus!) —

Hier die Ergebnisse, die beweisen, daß der Versuch, eine Vorstellung von unserm Zahlenriesen zu erhalten, als gescheitert gelten muß: (Probiert's einmal!)

Zu 1: 540 000 Billionen Tonnen
(540 000 000 000 000 000 t)
Zu 2: 54 000 Billionen Güterwagen
(54 000 000 000 000 000)
Zu 3: 1 080 Billionen Güterzüge
(1 080 000 000 000 000)
Zu 4: 432 Billionen km
(432 000 000 000 000)
Zu 5: 18 Milliarden Jahre
(18 000 000 000)
Zu 6: 270 Millionen Tonnen
(270 000 000 t)
Zu 7: 378 000 Billionen Tonnen
(378 000 000 000 000 000 t)
Zu 8: 86 400 Milliarden Lagerhäuser
(86 400 000 000 000)
Zu 9: 14 400 Milliarden Jahre
(14 400 000 000 000)
Zu 10: 8 Billionen 640 Milliarden Kilometer
(8 640 000 000 000 km)

Wir bewegen uns hier in einem Zahlenraum mit astronomischen Ausmaßen. Die Astronomie (Stern- und Himmelskunde) rechnet z. B. die Sternentfernungen nach Lichtjahren aus. Ein Lichtjahr ist die in einem Jahre zurückgelegte Strecke des Lichtes gleich rund 9,46 Billionen km = 9 460 000 000 000 km. — Wir haben praktisch vor gar nicht allzulanger Zeit im täglichen Leben mit

Klasse der Quadrillionen Quintillionen Sextillionen usw. bis Unendlich: ∞	Klasse der Trillionen						Klasse der Billionen						Klasse der Millionen						Klasse der Einer						Klasse der Dezimalzahlen: Zehntel, Hundertstel usw. bis Unendlich: ∞
	Hunderter	Zehner	Einer	Hunderter	Zehner	Einer	Hunderter	Zehner	Einer	Hunderter	Zehner	Einer	Hunderter	Zehner	Einer	Hunderter	Zehner	Einer	Hunderter	Zehner	Einer	Hunderter	Zehner	Einer	
					1	8	4	4	6	7	4	4	0	7	3	7	0	9	5	5	1	6	1	5	
	Tausend-Trillionen			Einer-Trillionen			Tausend-Billionen			Einer-Billionen			Tausend-Millionen			Einer-Millionen			Tausender			Einer			
	1000 Millionen = 1 Milliarde (= Milld.)																								
	Lies: Achtzehn Trillionen vierhundertsechsundvierzigtausend siebenhunderteinundvierzig Billionen dreiundsiebzigtausend siebenhundertneun Millionen fünfhunderteinundfünfzigtausend sechshundertfünfzehn.																								

Anmerkung:
1 000 Tausend = 1 Million (= Mill.) = 1 000 000
1 000 Millionen = 1 Milliarde = 1 000 000 000
1 Million Millionen oder 1 000 Milliarden } = 1 Billion = 1 000 000 000 000
1 Million Billionen = 1 Trillion = 1 mit 18 Nullen
1 Million Trillionen = 1 Quadrillion = 1 mit 24 Nullen
: :
Unendlich = ⟶ =

Riesenzahlen gerechnet. Kramt mal in Kammer und Boden nach, ob sich da nicht zufällig Geldscheine aus der sogenannten Inflationszeit finden. Diese böse Zeit durchlebte Deutschland in den Jahren 1919 bis 1923. Die Mark machte eine Entwertung durch, die die Goldmark in eine „Papiermark“ verwandelte. Setzen wir den Kaufwert der Mark 1 = 1 im Jahre 1914, so betrug er 1919 (am 31. 1.) etwa 50 Pfennige. Das heißt, um die gleiche Menge einer bestimmten Ware aus dem Jahre 1914 am 31. 1. 1919 kaufen zu können, mußten 2 Mark gezahlt werden oder: 1919 erhielt man für die Mark nur die Hälfte der Ware, die es dafür 1914 zu kaufen gab. Und nun ging es mit Riesenschritten auf dem Gebiete unserer Markwährung bergab — im Jahre 1923 war jeder Deutsche Millionär, Milliardär, ja Billionär! Mit diesen Zahlenwerten, von denen wir in unserer Schachbrettaufgabe keine Vorstellungen gewinnen konnten, arbeiteten praktisch die damaligen Volksgenossen, eure Eltern. Fragt sie einmal danach. Am 20. November 1923 wurde die Mark stabilisiert, das heißt, ihr Sturz in den Abgrund war zu Ende. An diesem Tage zahlte man für Ware statt 1 Goldmark, das heißt 1 Mark von 1914, 1 Billion Papiermark (das sind 1000 Milliarden gleich 1 mit 12 Nullen geschrieben!). Ihr könnt euch leicht die Werte umrechnen, die beim Kaufmann, beim Bäcker, beim Fleischer für den Lebensunterhalt in Frage kamen. Unsere heutige wöchentliche Fleischration hat damals mehr als 1000 Milliarden Mark gekostet! — Verlassen wir nun diese Riesen im Zahlenreihe für heute, und kehren wir bescheiden zur Gegenwart und Wirklichkeit zurück. —

Kannst du das? Lege zu I I I Streichhölzern 2 hinzu, so daß man acht erhält! (VIII) —

Vater und Mutter sind zusammen 58 Jahre älter als der dreijährige Sohn. Der Vater ist 5 Jahre älter als die Mutter. Wie alt ist die Mutter? (28 Jahre)

Ausrechnung: Wären Vater und Mutter gleichaltrig, dann kämen nur 58 weniger 5 = 53 Lebensjahre über das Sohnesalter hinaus! Beide, Vater und Mutter, sind dann bei gleichem Alter zusammen 53 + 3 Jahre alt. Das heßt: Die Mutter ist dann so alt, wie 53 + 3 : 2 zum Ergebnis hat. —

Zum Schluß eine Streichholzaufgabe: 6 Streichhölzer liegen auf dem Tisch. Keines darf zerbrochen werden. Bilde ein auf die Tischfläche gelegtes Dreieck aus 3 Streichhölzern. Mit den 3 restlichen dazu mache zusammen 4 gleichgroße Dreiecke! —

Frisch angestrichene oder gekalkte Wände übten schon von jeher eine geradezu magische Wirkung auf Kinder aus. Kommt ein Junge an so einer leuchtend weiß gestrichenen Wand vorbei, dann fährt die Hand wie von einer geheimnisvollen Macht gelenkt in die unergründlich tiefe Hosentasche und kramt aus dem Tausenderlei des Inhalts einen Bleistift oder ein Stückchen bunte Kreide hervor. Welch rechter Junge kann dann dem Drang widerstehen, sich schriftstellerisch oder zeichnerisch zu betätigen? Meist sind es nur flüchtige Mitteilungen an die Oeffentlichkeit, wobei die meisten dieser Inschriften oder Zeichnungen weder nach der künstlerischen noch nach der sittlichen Seite zu großen Hoffnungen auf die Leistungen ihrer Erfinder berechtigen.

So las ich neulich an einem weißgetünchten Bauzaun mit großen, steilen, knabenhaften Kreidezügen in knapper Schärfe: „Klaus Pagels ist ein Petzer!“ Und in richtiger Würdigung des Anschauungsunterrichts war das Bildnis des verächtlichen Mitschülers mit wenigen aber recht herzlichen Strichen hinzugefügt. Dabei hatte der „Zeichner“ besonderen Wert auf den guten Schnitt des Anzuges gelegt, womit er wohl zum Ausdruck bringen wollte, daß das gigerlhafte Auftreten des Petzers sowieso schon den Spott der Klassenkameraden herausforderte.

„Klaus Pagels ist ein Petzer!“ Welch eine Fülle von Haß und Verachtung liegt doch in dem Ausdruck „Petzer“ aufgespeichert! Haß gegen den hinterhältigen Angeber und Verräter lustiger Jungenstreiche, Verachtung gegen den jämmerlichen Streber, der unter Mißachtung der Klassenkameradschaft sich beim Lehrer „lieb Kind“ zu machen versucht. Für seine Liebedienerei wird er sich beim Lehrer gewiß keine besondere Achtung erworben haben, dachte ich bei mir, während ich noch einen letzten Blick über die „öffentliche Anzeige“ gleiten ließ.

„Der Petzer von heute ist der Verräter von morgen“, pflegte unser alter Rektor zu sagen, wenn sich — wie es wohl in jedem Jahrgang der Fall ist — einer vorzudrängen versuchte, um sich die besondere Gunst des Lehrers zu sichern. Dieser treffliche Mann hatte sich soviel rechten Jungensinn zu bewahren gewußt, daß er trotz seiner nahezu siebzig Jahre den Petzer viel wirksamer zu bestrafen wußte als den Sünder.

Wir hatten auch einen Petzer in der Klasse. Solange wir noch die „Kleinen“ oder die „Lütten“ waren, hat man seine Petzerei nicht ernst genommen, man hat sie vielmehr als Mitteilungstrieb ausgelegt. Wie man bei den Kleinsten ja noch nicht von Petzerei sprechen kann, wenn sie den Erwachsenen die Unarten von Geschwistern und Spielgefährten verraten. Als wir dann aber älter wurden, wußten wir bald, daß Karlfriedrich L. keine Klassenkameradschaft kannte, daß er — ein rechtes Muttersöhnchen — alles und jedes mit viel Geschick und Raffinesse zu verraten verstand.

Eines Tages im Frühsommer — wir waren Bürschchen von etwa zehn Jahren — machte sein Vater meinen Vater darauf aufmerksam, daß sich bei mir ein gefährlicher Hang bemerkbar mache. Sein Karlfriedrich hätte ihm berichtet, daß ich die brütenden Singdrosseln in einer Ulme in der Nähe seiner Wohnung mit Steinwürfen zu verjagen versucht habe. Als mir das nicht gelungen sei, hätte ich versucht, auf den Baum zu klettern, um das Nest zu räubern. Sein Junge habe das aber zu vereiteln gewußt, weswegen meinem Vater zu empfehlen sei, einmal sehr ernstlich mit mir zu sprechen, damit derartige Rohheiten nicht wieder vorkämen. In die Sprache der Praxis übersetzt hieß das: mein Vater solle mir einmal ordentlich den Hosenboden stramm ziehen. Ich sehe meinen Vater noch aufgeregt vor mir stehen. Eine voreilige Backschelle hatte ich schon bezogen, bevor das „peinliche“ Verhör begann. Da ich aber nicht gestand, glaubte mein Vater schon, wirksamere Mittel benutzen zu müssen, um meine verstockte Seele zu läutern und mir die Liebe zur Natur ins Herz (lies: Hosenboden) zu brennen. Und dann kam es heraus, wie es sich wirklich zugetragen hatte: Karlfriedrich L. hatte mich zum Zielwerfen eingeladen. Von einem Drosselnest im Ulmenbaum, nach dem wir warfen, wußten wir nichts. Selbstverständlich beteiligte sich auch Karlfriedrich forsch am Steinewerfen, bis eine ältere Frau vorbeikam und uns vorwurfsvoll auf das Drosselnest aufmerksam machte. Als die Frau gegangen war, bezweifelte Karlfriedrich, daß in dem Baum überhaupt ein Nest sei. Wir berieten. Da ich der bessere Kletterer war, regte Karlfriedrich an, daß ich versuchen solle, das Nest ausfindig zu machen. Ich ließ mich dazu überreden und versuchte die Kletterpartie. Ich war noch nicht oben angelangt, da rannte Karlfriedrich fort; ich schnell hinunter und hinter ihm her. Und dann erfuhr ich, weswegen er das Hasenpanier ergriffen hatte: sein Vater hatte uns bemerkt. Um sich dann herauszureden, hatte er die ganze Schuld auf mich geschoben, obwohl er wußte, daß ich nicht einmal bis in die Nähe des Nestes gekommen war.

Kinder nehmen solchen Vorfall in dem Alter noch nicht ernst, und darum war er bald vergessen. Später aber häuften sich die Fälle, da Karlfriedrich L. immer massiver petzte. Mit der Zeit natürlich nur dann, wenn er nachweislich der Unbeteiligte an den kleinen Streichen war. Er hat von uns manche Tracht Prügel bekommen, die aber keine Heilung brachten. Erst in der Klasse des alten Rektors konnte er mit seinen Angebereien nicht mehr durchdringen, denn der hatte viel zu klare Augen, um sich von ihm täuschen zu lassen.

Später, als wir Soldat wurden, hat er noch ein paar Mal den Versuch gemacht, uns zu verraten; das ist ihm aber übel bekommen, denn in der Kaserne gibt es bekanntlich eine eigene Erziehungsmethode. Und was später aus ihm geworden ist? Nichts Halbes und nichts Ganzes. Dabei war er nicht einmal unbegabt, aber sein Charakter wies zu starke „Webefehler“ auf.

An ihn mußte ich denken, als ich die öffentliche Anzeige las: „Klaus Pagels ist ein Petzer!“ Mag Klaus Pagels auch ein begabter Junge sein; ich bin überzeugt, er wird es im Leben zu nichts Ganzem und nichts Halbem bringen, denn Petzerei ist ein bedenklicher Charakterfehler. Und wie sagte unser alter Rektor? „Der Petzer von heute ist der Verräter von morgen!“

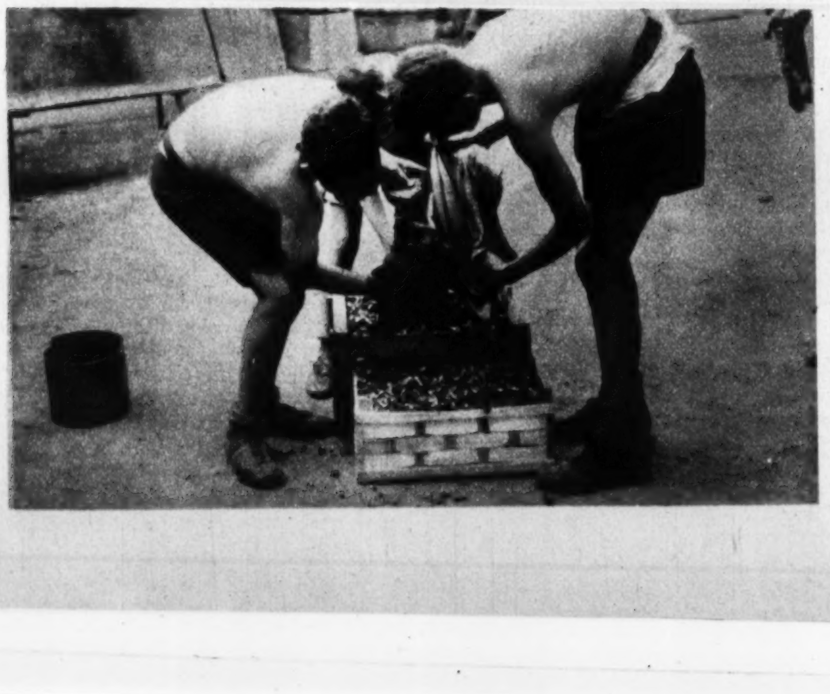
Möller-Crivitz

Vor Hitze und Mißerfolg ließen wir schon die Köpfe hängen

Dann aber sahen wir den Wald mit Pfifferlingen übersät

Selbst aus Hemden hatten wir Pilzbeutel gemacht

Mehr als 50 Pfund Pilze hatten wir gesammelt!



Ein Tag im K

Bericht von einem Ki erlan

Liebe „Reichs-Elternwarte"!

Zwei Monate mußten Sie warten, bis ich Ihnen auf Ihre lieben Zeilen antworten konnte. Aber vergessen habe ich Sie nicht, vor allem nicht Ihren Wunsch, einen Bilderaufsatz zu schreiben, in dem ich den Eltern ein paar lindernde Pflaster auf die heimwehерfüllten Herzen legen soll. Nun, so etwas bringe ich schlecht fertig, aber einen Bilderaufsatz sollen Sie haben, und zwar frisch vom Faß! Vor einer Woche geschah es, und heute bekommen Sie bereits den Bericht.

Aus allem soll sprechen der Geist, der uns beseelt. Mit diesem Stimmungsbild aus einem Kinderlandverschickungs-Lager werden Sie den Eltern Eindrücke übermitteln, die mehr wiegen als ein Pflaster. Sie persönlich werden sogar erkennen, daß 14- bis 15-jährige Jungen auch diesmal beweisen, daß sie bereits im charakterlichen Werden stehen: bei Mißerfolgen sind sie vollständig erschöpft, aber wenn der Erfolg winkt, können sie schon alles Vorhergegangene bezwingen und sogar vergessen, dann kennen sie nur noch „siegen" und haben bereits die innere Stärke, um die Kraft dafür aufzubringen.

Wenn das auch nur einige Eltern unter den Lesern der „Reichs-Elternwarte" aus den Zeilen und Bildern merken, dann werden sie kein Pflaster mehr verlangen, sondern alle Wunden werden augenblicklich vernarben, und sie werden mit unbändiger Freude über das Werden ihrer Jungen stolz sein auf ihre Narben.

Der Bericht wurde von den Kindern gemeinsam zusammengestellt. Hoffentlich habe ich Sie damit erfreut.

Aus unserem neuen Lagerort grüße ich Sie herzlich!

Heil Hitler!

Adolf Schmidt.

Wir haben unsern Tagesplan umgeschmissen!

In 35 Minuten
25¼ Kilogramm Schwammerl
und 11 Zecken!

7 Uhr: ein scharfer Pfiff auf dem Flur: „Aufstehen!" „Antreten zum Frühsport!"

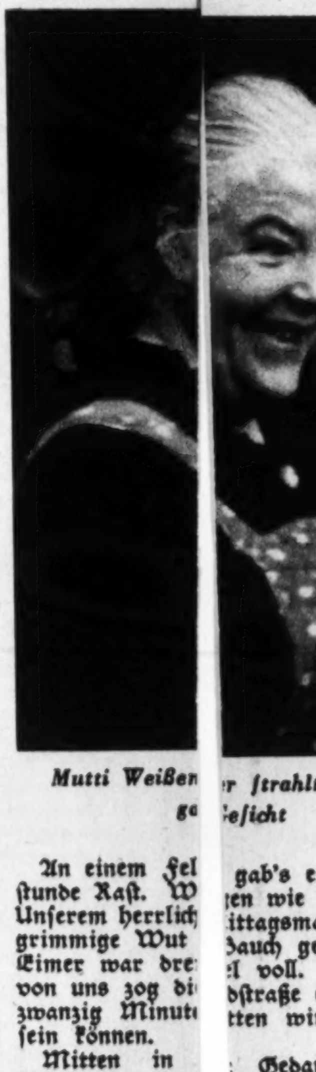
Beim Herunterhuschen wird schnell ein Blick auf den Tagesplan geworfen:

13½—18½ Uhr: „Pilze sammeln." Schimpfen, fluchen — —, „wieder kein Baden!"

Der Tag wird heiß, um 12 Uhr sind im Schatten 31°! Und dann Pilze sammeln!

Ein Mittagbrot hat's gegeben —, vor Ueberfütterung schlichen wir gekrümmt mit gehaltenem Bauch vom Tisch. Trotzdem sollten wir in einer halben Stunde zum Sammeln antreten. Unser Lagerleiter ist unerbittlich. So sehr er für uns sorgt, Not und Freude mit uns teilt, so unerbittlich ist er, wenn es heißt, Pflichten zu erfüllen. So blieb es dabei, um 13½ Uhr ging's los, jeder mit einem Sammelgeschirr bewaffnet. 35° zeigte das Thermometer im Schatten. Wir waren mit Turnhose und leichtem Hemd bekleidet. Einige hatten nur die Turnhose an.

Am Zetzberg e gesammel
In Schützenlini urde ausg
und am Hang gesammelt.
zent Steigung! Wir schwit
schimpften. Es f nichts, a
Lagerleiter nah lle Mühen
und sammelte ge so wie wir.
Die Schwamme tanden spär
einer Stunde ha wir 19 Ju
beisammen. Eini flaumten u
„Beinahe hätt h mal wi
gehabt, es war a ein gelbes
„Gelbe Blätter 's hier vi
„Bis morgen frü erden wir
Kilo zusammenh n."
Herr Schmidt wortete lach
Eimer muß voll her gehen
heim." Dann w er den We
weiter. Wenn Häuflein
näheren Umgebu zu klein wi
seine scharfe Tril feife alle n
an. Für uns wa s wirklich
Nicht einmal ve cken konnt
oder „aus Vers den Ans
lieren".
Nach einem K eter Mars
Höhe wurde der achbarwald
nach unten durch mmt. Als
nach einer Stund m unteren
der ertönte, hatt wir ein h
dazugefunden. —



Mutti Weißen r strahl ga Gesicht

An einem Fel gab's e
stunde Rast. W gen wie
Unserem herrlich ittagsma
grimmige Wut Bauch g
Eimer war dre el voll.
von uns zog di dstraße
zwanzig Minut tten wi
sein können.
Mitten in Geda
klang es verni „Fer

KLV-Lager

...erlandverschickungslager

...e gesammelt werden.
...urde ausgeschwärmt
...gesammelt. 60 Pro-
...Wir schwitzten und
...f nichts, auch unser
...alle Mühen auf sich
... so wie wir.
...tanden spärlich. Nach
... wir 19 Jungen 1 kg
...pflaumten und ulkten:
...ch mal wieder einen
... ein gelbes Blatt." —
...'s hier viel — —."
...werden wir das zweite
...n."
...wortete lachend: „Der
...her gehen wir nicht
...er den Weg, es ging
... Häuflein in seiner
...zu klein wurde, holte
...feife alle wieder her-
...s wirklich eine Qual.
...cken konnte man sich
... den Anschluß ver-

...eter Marsch auf der
...achbarwald von oben
...mmt. Als die Pfeife
...n unteren Hang wie-
... wir ein halbes Kilo

...r strahlte über's
...esicht

... gab's eine Viertel-
...ten wie die Fliegen.
...ittagsmahl war eine
...Bauch gefolgt. Der
...l voll. 300 Meter
...dstraße entlang. In
...tten wir im Lager

... Gedanken hinein
...: „Fertig machen,

Richtung Felsbach aufwärts, halb links!" Wir hätten heulen können vor Wut! Ade, du schöne Landstraße, du winkender Weg nach Anger — —, gerade in entgegengesetzter Richtung ging es weiter. Einige sprachen von Tierquälerei, und das sei strafbar, aber leider sind wir keine Tiere, wir sind ja doch junge Menschen, 15 und 16 Jahre alt. — Nach zehn Minuten überquerten wir den felsigen Waldbach. Da fand unser Lagerleiter vornean einen Steinpilz. „Das bedeutet Glück!" Eine knurrige Antwort aus unseren Reihen: „Glaubt doch nicht an Spuk!" Dann ging's über den Waldbachhang. Und da offenbarte sich das Wunder: so weit wir sehen konnten, war der Waldboden mit Pfifferlingen übersät! Liebe Eltern, das könnt Ihr Euch nicht vorstellen, so etwas erlebt man nur einmal im Leben. Schwammerlkolonien, jede über hundert Pilze, Kolonie an Kolonie, Pfifferlinge zu Tausenden! Wir konnten es nicht glauben, stürzten auf sie, betrachteten sie von Nahen: ja, wirklich, es waren echte, beste Pfifferlinge! Anstrengungen, Hitze, Durst, die ganze Wut im Bauch, alles existierte mit einem Male nicht mehr. Nur ein Wort wurde aus aller Munde geschrien: „Sieg! Sieg!!"

In zehn Minuten waren alle Gefäße voll. Am Waldboden war kaum zu sehen, daß wir gepflückt hatten, überall leuchtete es noch gelb. Da kam der letzte große Hilfeschrei: „Ich nehm' mein Hemde!" Gesagt, getan. Mit Taschentüchern wurden die Aermel- und Halslöcher zugebunden, mit neuer Freude ging's weiter. Vier Hemden wurden noch voll. Ihr zweifelt daran, liebe Eltern? Es ist alles wahr, wirklich wahr! Wir haben nicht zu stark auf die Tube gedrückt, hier ist nichts übertrieben. Damit Ihr es glaubt, hat es unser Lagerleiter photographiert. Hier sind die Bilder! In 35 Minuten hatten 19 Jungen die Goldstelle abgegrast. Daheim wogen wir 25¼ kg Pfifferlinge. Mutti Weißenbacher strahlte! In den nächsten Tagen gab es geschmorte Pilze, und die schmeckten!

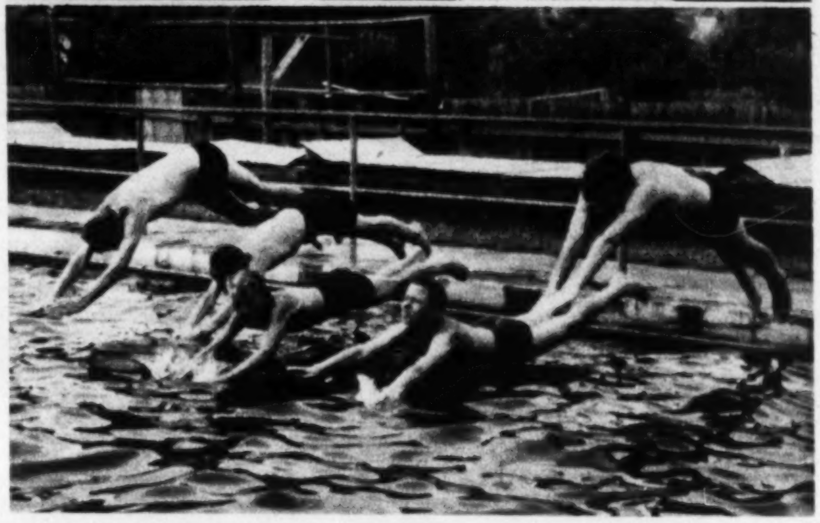
Um 17¼ Uhr waren wir daheim. Der Wald hatte uns aber auch 11 Zecken (Holzböcke) beschert. In der Haut hatten sie sich festgebissen und wollten sich mit Blut vollsaugen. Wir entzeckten uns gegenseitig. Dann sagte unser Lagerleiter: „Nun könnt ihr noch in die Badeanstalt gehen." Weg waren wir, hinein in die erlösende Flut! Hinterher aalten wir uns auf der Lagerwiese.

Wieder einmal war es gelungen: wir haben den Tagesplan umgeschmissen! Von ½14—½19 Uhr sollte Pilzsammeln sein. Ein Eimerchen voll war Pflicht. Dann sollte es ohne Baden um 19 Uhr zum Nachtmahl gehen. Und was haben wir daraus gemacht? Um 17¼ Uhr waren wir mit einem halben Zentner Pilze zurück und konnten anschließend noch 1½ Stunden baden. „Armer Tagesplan, was mußt du alles erleben!"

Aber selbst ein Tagesplan muß sich beugen, wenn seine Schreibmaschinenbuchstaben und -zahlen von unserem letzten Einsatzwillen und unbeirrbaren Glauben besiegt werden!

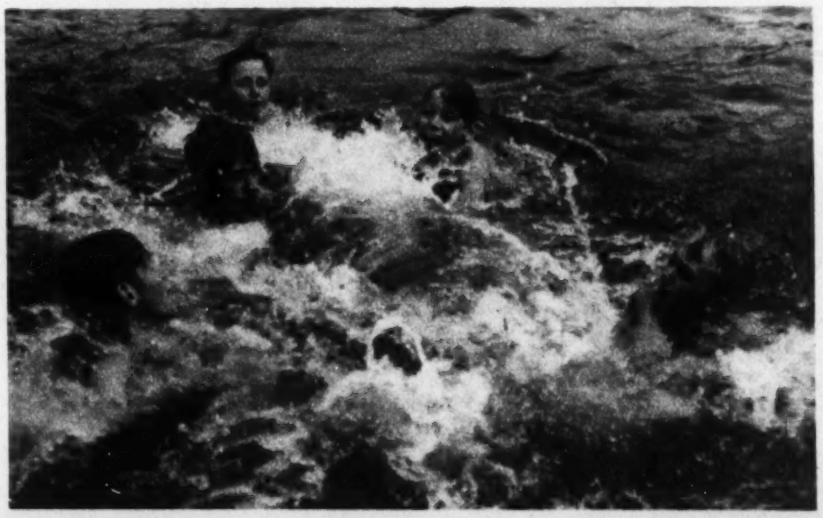
Daheim wurden sie genau nachgewogen · es stimmte

Später befreiten wir uns erst mal von den Zecken



Und dann hinein in die erlösende Flut

Hurra! Wir hatten den Tagesplan umgeschmissen!



Schwestern-Dienst

Wer von uns einmal, im Frieden oder im Kriege, in der mit allen Mitteln der neuzeitlichen Technik eingerichteten Klinik einer Großstadt oder bei einem schweren Krankheitsfall auch unter vielleicht primitiven ländlichen Verhältnissen, als Kranker oder als Angehöriger, der Sorge einer deutschen Schwester anvertraut war, wird lange Jahre nachher noch ein helles Bild der Erinnerung behalten, auch wenn ihm der Name der Schwester und die damalige Not längst wieder aus dem Gedächtnis geschwunden sind. Schwesternhände waren um den Hilflosen bemüht, Schwesternaugen wachten bei Tag und Nacht über dem gefährlich Kranken, die leise, aber eindringliche Stimme einer Schwester sprach Mut zu, gab Hoffnung, linderte beinahe schon die unerträglich gewordenen Schmerzen, ließ sich aber auch energisch und zielbewußt hören, wenn Leichtsinn oder Unverstand Gefahr zu bringen drohten. Was für ein schwerer Beruf! dachte man damals manchmal und denkt man noch heute in der dankbaren Erinnerung; was für ein schöner, kraftvoller, beglückender Beruf! müßte man immer bewundernd hinzusetzen.

Tatsächlich gehört ein ganzer Mensch dazu, diesen Beruf richtig und würdig auszufüllen: alle Kräfte Leibes und der Seele werden hier angespannt und in aufmerksamer Spannung gehalten. Seitdem die „geistliche Schwester", die dem Weltleben abgewandte Nonne, als Krankenpflegerin nicht mehr im Vordergrunde steht und vielfach der ganz diesseits stehenden, bewußt weltlichen Schwester Platz gemacht hat, ist der Arbeitsbereich sicher nicht kleiner, sondern noch viel größer geworden; auch erleichtert hat sich die Arbeit ganz gewiß nicht; aber das Helle, Lebensfrohe, das von jeder richtigen Schwester ausgeht, ist seitdem noch sichtbarer gewachsen. Die junge Schwester von heute, die in einer der weltlichen Schwestern-Organisationen Dienst tut, darf (wie eine Schwesternschülerin selbst sagt) „*bleiben, was sie vorher war*: ein junges Mädel, gesund an Körper und Geist, Charakter und Gemüt". Vielleicht wird sie auch einmal Frau und Mutter sein — sie braucht diesen Wunsch und dieses Ziel nicht abzuschwören mit dem Eintritt in die Berufsausbildung. Und doch tritt von dem Tage an, da sie als Schwesternschülerin ihren Fuß zum erstenmal in ihre Ausbildungsstätte setzt, etwas Neues groß und fordernd in ihr Leben: die Pflicht zu einer gewaltigen inneren Umstellung, an der das junge Mädel nun Tag für Tag in sich arbeiten muß, bis sie eines Tages fast plötzlich da sein wird. Die Kameradschaft, das Erlebnis der mannigfachen seelischen und körperlichen Not, der feste Wille anzupacken, das Bewußtsein, mit allen Kräften des Geistes, des Herzens und der Hände helfen zu können, führen diese innere Umstellung schließlich herbei. Die Schülerin braucht dieses Gefühl der Berufung, dieses Gefühl, zum Helfen geboren und bestellt zu sein, noch nicht bewußt zu empfinden; aber ohne dieses Glücksgefühl erreicht zu haben, wird sie zum letzten bedingungslosen Einsatz ihrer ganzen Kraft nicht kommen.

Daß der Beruf der Schwester, die den ganzen Tag auf den Beinen ist, die überall mit zufassen muß, die oft genug auch einen erheblichen Teil ihrer Nachtruhe opfern muß, wenn sie gebraucht wird, eine *gute und feste Gesundheit* voraussetzt, ist beinahe selbstverständlich. Wer später auf dem Lande, z. B. als NS-Schwester, arbeiten möchte, muß auch über einige Wetterfestigkeit verfügen. Die Schwester von heute treibt Sport und Gymnastik, um ihren Körper dauernd gesund und leistungsfähig zu erhalten; sie ist, wenn ihre Arbeit es erlaubt oder verlangt, auf Skiern ebenso sicher wie auf dem Leichtmotorrad, vielleicht auch im Reitsattel. Voller Gebrauch ihrer Sinne versteht sich ebenso von selbst: nicht auskorrigierbare Kurzsichtigkeit oder Schwerhörigkeit würden sie allzuarg im Dienst behindern, und auch eine Schwester ohne Fingerspitzengefühl wäre kaum vorstellbar in ihrer Arbeit. Verhängnisvoll kann eine Neigung zu Hautkrankheiten werden: es gibt Menschenn, die die Berührung mit Lysol, Sublimat oder anderen in der Krankenpflege verwendeten Stoffen nicht vertragen und darauf mit Ausschlägen reagieren. Die sind natürlich nicht geeignet zum Schwesternberuf.

Nicht unterschätzt werden darf *der geistige Anspruch*, der an eine Schwester gestellt wird. Nicht allein, daß die Schwester, als rechte Hand des Arztes, sehr umfangreiche anatomische, physiologische und andere medizinische Kenntnisse haben, daß sie für die Verwendung und Bedienung oft komplizierter Apparate die nötige Anstelligkeit aufbringen muß; fast noch wichtiger ist ihre Wendigkeit, ihre gesunde Intelligenz dort, wo sie sich in einer schwierigen Lage *allein* helfen soll. Die Schwestern, die in der Organisation des Deutschen Roten Kreuzes oder als „Blaue Schwestern" der NSV. den Einsatz in Polen, in Frankreich, in den Umsiedlungsaktionen der Wolhyniendeutschen, der Baltendeutschen, der Buchenländer

Ehren-Dienst

Von Dr. Hans Hajek

Aufnahmen: NSV.-Bildarchiv

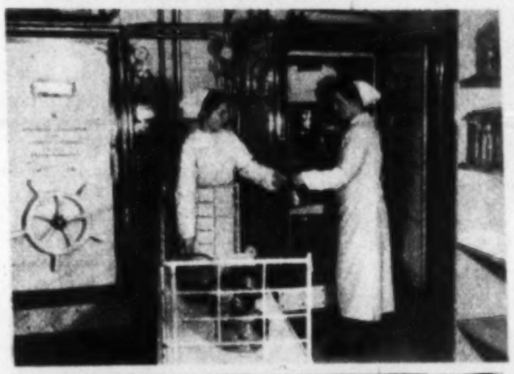
usw. mitgemacht haben, können nicht nur von großen körperlichen Ansprüchen, sondern ebensoviel auch von Anforderungen an ihre Intelligenz, ihre Organisationsgabe, ihre innere Umstellungsfähigkeit berichten. Jede Krankenschwester kann aber jeden Tag vor Lagen gestellt werden, in denen sie ihren Kopf braucht und sehr zusammennehmen muß. Die Aufstiegsmöglichkeiten zur Stationsschwester, zur Oberschwester oder gar zur Oberin, die Sonderwege zur Operationsschwester, zur Diätküchenleiterin usw. setzen natürlich noch mehr geistige Fähigkeiten voraus.

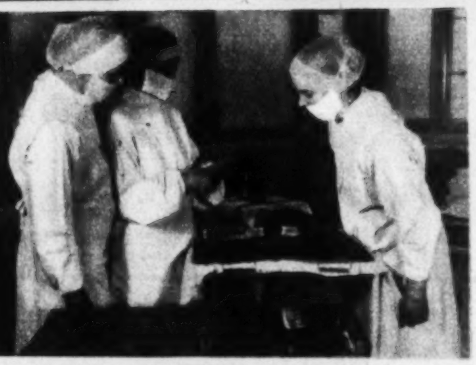
Manche der charakterlichen Voraussetzungen für den Schwesternberuf sind schon angeleuchtet worden. Höchste Gewissenhaftigkeit, peinlichste Ordnungsliebe, größte Reinlichkeit muß das Mädel schon mitbringen, sie wird noch immer um eine Vertiefung dieser Eigenschaften mit sich selbst zu kämpfen haben. Die Hingabe an die Pflicht, die vollkommene Zurückstellung der eigenen Person gegenüber dem Hilfsbedürftigen muß die junge Schwester in der ganzen Schwere und Tragweite ihres Berufsethos freilich erst lernen; nur werden ichbetonte, immer nur an sich selber denkende und oberflächliche Naturen das niemals können.

Als Schulvorbildung wird allgemein verlangt, daß die besuchte Schule auch abgeschlossen wird: es genügt also auch der Abschluß der Volksschule; doch ist, besonders beim Streben nach leitenden Stellen, eine bessere Schulbildung durchaus kein Luxus! Unbedingt verlangt werden auch gute hauswirtschaftliche Kenntnisse, vor allem Kochkenntnisse. Sie sind notwendig, weil die Schwester oft genug ganz auf sich allein gestellt ist und dann eben auch die „Küchenleitung" übernehmen muß; außerdem ist eine gute Hauswirtschaftsausbildung die allerbeste organisatorische und charakterliche Vorschule, die sich die künftige Schwester wünschen kann. Ein kinderreicher und ein ländlicher Haushalt ist als Ausbildungsstätte zu bevorzugen, weil er noch weniger spezialisiert und mechanisiert ist als ein moderner Stadthaushalt „mit allem Komfort". Auch eine Haushaltungsschule, die Unterklasse einer Landfrauenschule oder die Wirtschaftsführung eines größeren Heims haben ihre Vorteile. Da die Schwesternschülerin zum Eintritt in ihre Fachausbildung mindestens 18 Jahre alt sein muß, bleibt jedem Mädel genug Zeit, sich hauswirtschaftlich gut auszubilden. Sie wird später im Beruf dankbar für alles sein, was sie da gelernt hat.

Die eigentliche Fachausbildung der Krankenschwester (über die Säuglingsschwester werden wir später einen besonderen Aufsatz bringen) dauert 1½ Jahre und schließt mit dem staatlichen Examen ab; danach kann die Jungschwester in jeder Krankenanstalt arbeiten. Nur für die „freie" Krankenpflege, d. h. die Uebernahme einer Pflege in der Privatwohnung des Patienten, muß noch ein praktisches Jahr in einem Krankenhause nachgewiesen werden. Während der Ausbildung werden die Schwesternschülerinnen nach und nach den einzelnen Stationen ihres Lehrkrankenhauses zugewiesen und bekommen so ihren praktischen Unterricht unter Leitung der Stationsschwester: die chirurgische Abteilung, die Kinderabteilung, die Abteilung für Frauenkrankheiten, die Männerabteilung für innere Krankheiten, die Frauenabteilung für innere Krankheiten usw. Die Schwesternschülerin muß auch lernen, wie viele rein praktische Handgriffe hier Tag für Tag und unverdrossen getan werden müssen, um die Station so blitzsauber zu halten, wie es sich gehört. Allmählich darf die junge Schülerin dann auch mal an die „interessanten" Dinge heran: sie darf Temperatur messen, sie darf den Puls eines Kranken zählen, sie darf bei einer Operation zuschauen, wenn auch noch lange nicht mittun. Sie hat ja noch so viel zu lernen! Die Freizeit des praktischen Stationsdienstes gehört nur zu einem Teil der Erholung und Ausgleichsbewegung an frischer Luft, zum anderen Teile gehört sie dem theoretischen Unterricht und dem Lernen. Da gibt es am menschlichen Skelett und am Modell die Lage der Knochen und Bänder, Muskeln und Nerven, der inneren Organe und der Blutgefäße zu studieren, da muß der Vorgang des Blutkreislaufes, der Verdauung, der Atmung usw. zum wirklichen Verständnis gebracht werden; denn die Schwester soll ja wissen, was sie tut nach den Anordnungen des Arztes oder auf eigene Verantwortung. Und wie oft wird sie auf eigene Verantwortung helfen müssen, weil kein Arzt da ist!

Es ist viel, was von einem Mädel verlangt wird, das Schwester werden will, und es ist nicht immer angenehme Arbeit. Manche Fremdheit, mancher aufsteigende Ekel, mancher Aerger muß tapfer überwunden werden. Aber es ist wunderbar: wenn ein Mädel erst einmal „gefaßt" worden ist von ihrem neuen Beruf, ist sie sehr glücklich darin. Denn es kommt hier auf sie an, sie wird hier gebraucht und sie darf ihren ganzen Menschen hier einsetzen.





Frau Schwarz und Frau Weiß

und der

FISCH

Die Vorliebe für's Fischessen und das Geschick, Fisch gut zuzubereiten, sind nicht gleichmäßig über das ganze großdeutsche Gebiet verbreitet: wo man bestimmte Fische, wie z. B. an der Nordseeküste die verschiedenen Seefische, in Berlin den Havel-Aal und den Spree-Hecht, am Bodensee den Blaufelchen, in Oberbayern die Renke schon seit jeher regelmäßig und frisch geliefert bekommt, da werden diese Fische auch viel verzehrt, da haben sich in der Familienüberlieferung der Eingesessenen auch meist gute Zubereitungsarten eingebürgert. Wo erst die Werbung der letzten Jahre für den gesteigerten Fischverbrauch das Fisch-Essen eingeführt hat, ist die Ueberlieferung natürlich noch jung und die Vorurteile sind noch nicht überall überwunden. Immerhin hat aber die moderne Kühltechnik, die den Fisch in tadellos frischem Zustande vom Fischer bis auf den Tisch der Hausfrau bringt, alle Voraussetzungen geschaffen, daß der Fisch überall in Deutschland in die Küche eindringen kann. Die von der Großmutter noch überkommenen Vorurteile, z. B. gegen den Fisch in den Sommermonaten, sind heute auch beim Seefisch ganz gegenstandslos geworden: Seefisch aus dem Nördlichen Eismeer kann jetzt sogar in Wien in einer Frische angeboten werden, wie sie sich die selige Großmutter nicht einmal hätte träumen lassen, weil sie Fisch von solcher Qualität niemals in ihrem Leben kennengelernt hat. Die Enkelin braucht also jetzt nur die Küchenkultur zu entwickeln, damit der Fisch auch gehörig zubereitet auf den Teller gebracht wird.

Weder Frau Schwarz noch Frau Weiß stammen aus einer Gegend Deutschlands, in der der Fisch schon immer gebräuchlich war.

Daher sagt Frau Schwarz ganz offen, daß sie Fisch nicht aus Liebe, sondern nur „aus Not" kauft. Das heißt mit andern Worten: wenn sie nichts Besseres bekommt. Sie macht sich nichts daraus und ihr Mann macht sich auch nichts daraus. Schon die vielen Gräten ärgern sie. Und den Fischgeruch bekommt sie, wie sie behauptet, tagelang nicht aus der Wohnung. Herr Schwarz ißt Fisch ungern, weil er nichts ausgibt — nach spätestens zwei Stunden hat der arme Mann wieder Hunger. Und beide, Herr wie Frau Schwarz, haben Angst vor einer Fischvergiftung, die ja so gefährlich sein soll. (Vor einer Fleisch- und Wurstvergiftung, die ganz genau so gefährlich ist, haben die beiden merkwürdigerweise keine besondere Angst.) Und überhaupt finden sie, daß ein ordentliches Beefsteak doch eine ganz andere Sache ist! Fisch hingegen, sagen sie, schmeckt immer gleich, immer etwas weichlich; und die ewige Senftunke können sie schon kaum mehr sehen!

Besieht man sich alle diese Einwände näher, so ergibt sich eigentlich nur, daß beide Fisch nicht mögen, weil sie ihn gar nicht richtig kennen. Wer dem Fische die Gräten vorwirft, muß auch dem Hühnchen die Knochen übelnehmen. Nebenbei gesagt: es gibt Fische mit nur sehr wenigen Gräten, und das vielangebotene Filet hat überhaupt gar keine! Allerdings bringt sich, wer die Gräten scheut, um einige besonders feine Fischgenüsse: ein Fisch mit so zartem Fleisch wie der Barsch z. B. hat ungewöhnlich viele und scharfe Gräten. — Was den Fischgeruch angeht, so läßt er sich auch beim Seefisch leicht beseitigen oder mildern, wenn man den Fisch mit Essig, Zitronensaft oder verdünntem Parsala beträufelt; im übrigen soll man Fisch, wenn man ihn vom Händler nach Hause bringt, nicht liegen lassen, sondern möglichst *sofort* zubereiten. Dadurch entgeht man auch sicher der Gefahr einer Fischvergiftung. Fisch ist nun einmal ein besonders leicht verderbliches Nahrungsmittel und will darum pfleglich behandelt sein. Für die Hausfrau besteht die beste Pflege in der schnellen Zubereitung und Verwertung. Auch Reste von gekochtem, gebratenem oder gebackenem Fisch sind leicht verderblich und müssen daher sofort weiterverwertet werden. — Was aber die Behauptung betrifft, der Fisch „sättige" nur sehr kurze Zeit, so ist daran schon etwas Halb-Richtiges: Fisch ist nämlich eines der leichtverdaulichsten Nahrungsmittel, die wir haben. Freilich mit Ausnahme der besonders fetten Fische, von denen man das nicht sagen kann: also des Aals z. B. und des Herings. Daher eignet sich Fisch so gut auch für Kranke und Empfindliche. Wo das Gefühl des Sattseins länger vorhalten, d. h. wo das Fischgericht länger im Magen liegenbleiben soll, läßt sich das durch die Zubereitung, vor allem durch die Beigaben (Kartoffeln) erreichen.

Wenn Herr und Frau Schwarz aber endlich finden, daß Fisch immer gleich und immer weichlich schmeckt, so kommt *das* ausschließlich und ganz auf das Schuldkonto der Küche! Frau Schwarz wird dann zwar zu ihrer Verteidigung behaupten, daß sie Fisch jetzt ja immer nur kochen könne, weil sie zum Braten und Backen nicht Fett genug habe; aber auch das ist ein Irrtum! Zuallererst ist zu sagen, daß man Fisch am besten überhaupt nicht kocht, weil dann viele wertvolle Stoffe im Kochwasser bleiben. Es ist viel ratsamer, den Fisch im eigenen Saft, unter Zugabe von nur sehr wenig Flüssigkeit, zu dünsten. Für Fische von feinem Eigengeschmack (Forellen, junge Hechte) darf nur etwas Salzwasser, für Fische von anderer Art nur ein wenig Wein, Zitronensaft oder verdünnter Essig zugesetzt werden, in beiden Fällen ungefähr ein halbes Weinglas voll für die Portion. — Weiterhin können wir Frau Schwarz antworten, daß sich Fisch sehr wohl auch braten und backen läßt, wenn sie nur (am rechten Ende!) Fett spart und wenn sie dann zum Fisch nicht gerade Butter verwendet, die ihr bei scharfer Ofenhitze ja ohnedies verbrennt. Wer sich einmal gewöhnt hat, mit Oel zu backen und zu braten, weiß, wie sparsam man damit umgehen kann. Noch sparsamer und dabei gesundheitlich noch bekömmlicher ist das „Grillen" auf dem Rost bei sehr hoher Oberhitze. Dazu braucht man nämlich nur die Stäbe des Rosts mit etwas Fett oder Oel (nicht mit Butter!) bestreichen, damit die Fischstücke nicht klebenbleiben; sonst braucht man zu dieser Zubereitungsart überhaupt kein Fett, bekommt also beinahe kostenlos eine Delikatesse, die man früher nur in einem vornehmen Restaurant bestellen konnte, wo sie selbstverständlich dementsprechend teuer war.

•

Aber lassen wir uns von Frau Weiß belehren und uns erzählen, was *sie* alles aus Fisch herzustellen gelernt hat! Frau Weiß hat sich, durch ihre Aufmerksamkeit auf mehreren Reisen, durch Fragen bei ein paar guten Bekannten und durch eigene Phantasie nach und nach alle guten Fischzubereitungen der verschiedenen deutschen Landschaften angeeignet. Da sie gerne probiert, lernt sie auch jetzt noch hie und da eine neue Fischart auf dem Markte kennen, ändert sie auch immer wieder ihre Zusammenstellungen, wobei sie ihr guter Geschmack vor Fehlern bewahrt. So läßt sie sich durch etwas Neues nicht verblüffen und durch einen augenblicklichen Mangel nicht imponieren! Sie bleibt, auch in der Küche, elastisch.

Frau Weiß hat sich, und das ist besonders wichtig, klar gemacht, daß man aus dem ohnehin wasserhaltigen Fischfleisch nicht noch die Nährstoffe herauskochen darf, sondern daß im Gegenteil alles darauf ankommt, sie unvermindert zu erhalten. Der gebratene oder gebackene Fisch schmeckt ja eben deshalb so gut, weil hier durch das Fett oder sogar durch eine besondere Vorsicht (Panieren, Eintauchen in flüssigen Backteig) eine Schutzschicht nach außen geschaffen wird, durch die nichts entrinnen kann. Wenn die Pfanne nur heiß genug ist, braucht man dazu gar nicht so sehr viel Fett: das Fett ist ja nur ein *Mittel*, damit sich in der hohen Hitze die Poren des Fischfleisches an der Oberfläche schnell schließen und verkleben. Darum darf man auch nur ein Fett verwenden, das selbst bei großer Ofenhitze nicht verbrennt und schwarz wird wie z. B. Butter. Man kann *noch* mehr Fett sparen, wenn man den Fisch auf ein nur gefettetes Stück Pergamentpapier (im Notfall tut es sogar weißes Schreibpapier) legt, ihn in das Papier von allen Seiten einschlägt, das „Paket" dann außen naß macht und es so auf einer Platte in den heißen Ofen schiebt. Gelegentliches Bespritzen mit einer Blumenspritze schützt das Papier vor dem Verbrennen. Man kann auch kleinere Fischstücke mit Vorteil so garmachen. Flache Stücke: Filets, kleinere Fische, Fischschnitzel usw. „grillt" Frau Weiß am liebsten auf dem Rost ihres elektrischen Backofens. (Uebrigens haben auch die meisten neueren Gasbacköfen eine Grilleinrichtung.) Wenn aber Frau Weiß Fisch dämpft, wozu sich Kabeljau, Dorsch, Seelachs, Schellfisch und andere billige Fischsorten am besten eignen, dann sucht sie das schnelle Schließen der Poren dadurch zu erreichen, daß sie die Fischstücke mit einem Glas kochenden Wein (für zwei Tischportionen) übergießt und die Stücke noch schnell darin herumwendet. Im übrigen läßt sie danach den Fisch, unter Zutat von gehackten Kräutern oder anderem Gemüse, im gut verschlossenen Topf schnell garziehen; d. h. sie stellt die Kochflamme darunter auf klein, auf ganz klein.

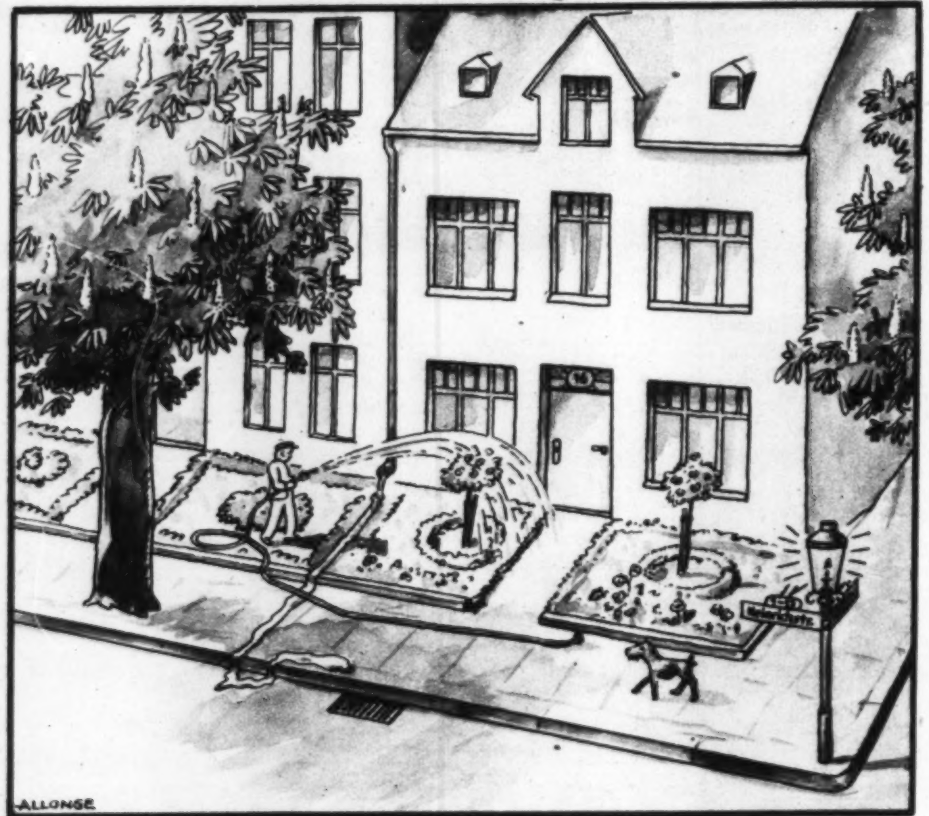
Schnell garziehen lassen: das ist die zweite Küchenerfahrung von Frau Weiß bei der Fischzubereitung. Fisch braucht, im Gegensatz zu anderem Fleisch, auch selbst in größeren Stücken nur Minuten. Davon dienen die ersten 1—3 der Gerinnung des Eiweiß an der Oberfläche und damit dem Schließen der Poren, brauchen also höhere Hitze; danach genügt

Fortsetzung siehe Seite 297

Ergebnis unserer Preisaufgabe aus Heft 9/1941

Ich freue mich, daß sich eine so stattliche Anzahl an die Entschlüsselung des geheimnisvollen Briefes herangewagt haben, und ich danke allen Freunden und Freundinnen für diese Mühe. Ja, das war auf den ersten Blick ein krauses Durcheinander, nicht wahr? Und fast sah es so aus, als sei der Text in slawischer Sprache geschrieben, denn die kennen ja ganze Wörter, in denen kein Vokal vorkommt (wobei sie einen Vokal dennoch sprechen!). Aber ich habe mich nicht getäuscht, denn viele Hundert sind es, die den Schlüssel gefunden haben, um dann den Brief schnell und sicher lesen zu können. Man muß die einzelnen Buchstaben des Alphabeths nur um zwei Stellen nach links verschieben, dann ist's ein Kinderspiel, den Text zu finden. Um die glücklichen Gewinner feststellen zu können, habe ich bei der großen Menge richtiger Einsendungen das Los entscheiden lassen, und das brachte als Gewinner des ersten Preises in Höhe von 10,— RM **Waltraud Wiegand** in **Bremen**, als Gewinner des zweiten Preises im Betrage von 5,— RM **Willi Traub** in **Rotenfels** über Gaggenau (Baden) heraus. Je ein schönes Jugendbuch als Trost für die große Entschlüsselungsarbeit erhielten: **Ilsa Piehl** in **Piesteritz** bei Wittenberg (Elbe), **Joachim Schneider** in **Berlin-Reinickendorf**, **Erika Lappat** in **Tilsit**, **Herta Schmeling** in **Koblenz** (Rhein) und **Rudolf Breitner** in **Goldgeben** bei Hausleiten (Nieder-Donau).

Neue Preisaufgabe

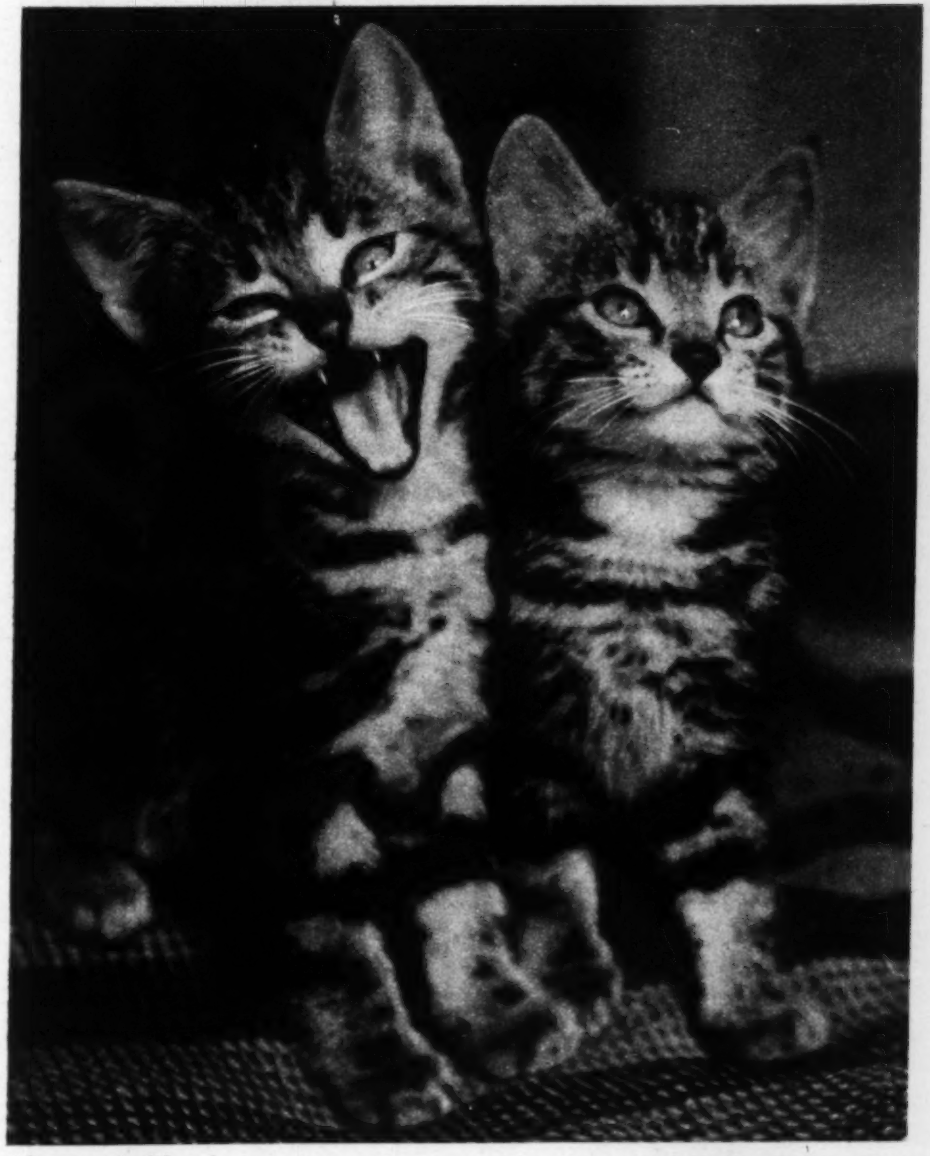


Diesmal ist es wieder eine Denksportaufgabe, die an euren Beobachtungssinn einige Anforderungen stellt. Der Zeichner hat neun Unmöglichkeiten hineingesucht, die ihr herausfinden sollt. Damit sich die Kopf- und Augenarbeit aber auch lohnt, setze ich als Prämien die bekannten Preise aus: einen 1. Preis in Höhe von 10 RM, einen 2. Preis in Höhe von 5,— RM und fünf Preise in Gestalt von wertvollen Jugendbüchern. Schickt mir die Lösungen **bis zum 20. Oktober 1941 an die „Kinderwarte" der „Reichs-Elternwarte", Berlin C 2, Wallstraße 17/18.** Schreibt aber die ganze Adresse deutlich und vergeßt nicht, die Postkarte oder den Brief richtig zu frankieren.

Fritz.

1941 Nr. 15

Kinderwarte



Miez und Mauz Aufnahme: Marie Goß

Hoch zu Roß

Seid ihr schon einmal auf einem Pferd gesessen, ihr Buben und Mädel, nicht auf einem Karussellpferd aus Holz oder Eisen, sondern auf einem springlebendigen? Nun, den Wunsch habt ihr gewiß alle schon einmal gehabt, aber zwischen können oder dürfen ist oft ein Haken! Ich hatte das Glück, mal aufsitzen zu dürfen als ich so alt war wie ihr, und davon will ich euch erzählen. Fein war's!

Ich stand am Fenster und schaute die Dorfstraße hinauf. Da kam der Arzt aus dem Städtchen, um mein krankes Brüderchen zu besuchen. Unser Arzt machte seine Landbesuche immer zu Pferd oder mit der Kutsche, denn die Wege waren weit.

„Mutter", sagte ich, „glaubst du, der Onkel Doktor läßt mich einmal reiten?"

Die Mutter lächelte und fragte: „Hast du denn gar so große Freude dran?" „Ach, du weißt doch schon, für mein Leben gern möchte ich mal auf einem Pferd sitzen", antwortete ich. „Immer wieder muß ich an die schönen Reiterinnen im Zirkus denken. Wie stolz und vornehm sahen die aus! Und wie leicht und anmutig machten die Pferdchen ihre Gänge mit Schritt und Trab! Gar zu gern möchte ich das auch mal probieren. Ich bat schon den Mühlknecht, er soll mich mal aufsitzen lassen, aber er lachte mich aus und sagte, seine Ackergäule seien keine Reitpferde." Geduldig lächelnd hatte die Mutter zugehört, während der Arzt sein Pferd an unsern Hofzaun band. „Meinetwegen frage den Herrn Doktor einmal", sagte sie und ging, ihn zu empfangen. Ich war glücklich und wartete nun sehnsüchtig, bis der Krankenbesuch beendigt war. Dann klopfte mein Herz aber tüchtig, und meine Bitte kam recht schüchtern heraus.

„Reiten willst du, Waldherzchen?" lachte der Doktor. „Ja, kannst du es denn auch?"

Da wuchs mein Mut sogar zum Uebermut. „Und ob!" rief ich keck. „Trauen ist doch die Hauptsach' dabei!"

„So, so! Da schau mal einer das Mädel an! Nun, wenn du meinst, also mal rauf! Meinem Moritz wird's hoffentlich auch recht sein", sagte der Doktor lachend. „Was, alter Freund?" Dabei klopfte er seinem Pferd, das Moritz hieß, gutmütig auf den Hals, und mir zwinkerte er mit einem Auge ein bißchen spöttisch zu.

„Aber diese Schuhe passen nicht zum Reiten", setzte er hinzu, als er meine Sandalen sah, „die rutschen aus den Bügeln."

„Ach, es wird schon gehen", sagte ich unruhig; denn ich fürchtete schon, aufgeschoben sei aufgehoben.

„Nun denn, los! Den linken Fuß in den Steigbügel, hier an meiner Hand halten und dann — schwupp rauf!" kommandierte er. Er half mit einem Schubs nach, und droben saß ich. Ach wie ich mich fühlte! Moritz spürte auch etwas anderes als seinen Herrn und wandte den Kopf nach der viel leichteren Last.

„So, jetzt ganz leicht die Zügel fassen", unterrichtete der Herr Doktor. „Und nun, Moritz, sei gescheit!" wandte er sich an sein Pferd und tätschelte das Tier, das ihn mit seinen klugen Augen ganz so ansah, als habe es seinen Herrn verstanden. „Reit heil!" rief er mit zu.

Nun ging's die Dorfstraße entlang; sie war leer. Ich fühlte mich wie ein König. Wenn nur ein paar Leute kämen und mich bewunderten, wünschte ich. Und tatsächlich, der Hufschritt lockte Leute an die Fenster und unter die Türen. Bald waren alle Dorfkinder versammelt und liefen nebenher.

„Schaut nur an!" „Was die sich traut!" „Auf'n Doktorsgaul!" und ähnliche Reden schwirrten an mein Ohr. Meine ganze Glückseligkeit hätte ich am liebsten hinausgejubelt, wenn ich nicht doch ein bißchen gebangt hätte, das Pferd könnte dann scheu werden.

Am Ende der Dorfstraße zog ich am Zügel, und Moritz machte brav kehrt. Dann ging's ebenso gemächlich zurück. Der Doktor stand mit der Mutter an unserer Gartentür; beide lachten. Ich wendete aber vorher, und nochmal ging's durchs Dorf und wieder zurück. Da schmalzte der Arzt ein paar Mal mit der Zunge. Das war für das Pferd ein bekanntes Zeichen für eine raschere Gangart. O, fein war's! Mir aber war es noch nicht schnell genug. Ich schnalzte auch, und Moritz begann zu traben. Ich hielt es für ratsam, mich fester zu halten und griff in die Mähne. Das war dem Moritz aber etwas Neues. Er hielt es scheinbar für ein Zeichen, noch schneller zu laufen. Er machte Sprünge. Da rutschten meine Füße aus den Steigbügeln, und diese baumelten nun am Bauch des Pferdes. Das war dem Moritz noch etwas Neues. Es gefiel ihm offenbar gar nicht, und er hielt es an der Zeit, seine Meinung kundzugeben: Er schlug aus. Und dann wurde er wild und galoppierte davon. Ich hatte nur einen Gedanken: Festhalten! und verkrampfte mich förmlich in die Mähne, während ich die Beine fest an den Leib des Pferdes drückte. Das alles mißfiel Moritz aber gewiß sehr. Er raste nur noch toller dahin.

Die Kinderschar stob entsetzt auseinander, die Mütter schrien, die Hühner und Gänse flohen, die Hunde bellten, der Doktor rannte hinterdrein und schrie: „Aufhalten!" Aber unsere Dörfler hatten nicht den Mut, denn sie verstanden nicht mit Pferden umzugehen. So sauste der Gaul dahin, dem Städtchen und seinem Stalle zu, aber das war ja eine Stunde weit, und meine Kräfte ließen schon nach.

Da kam ein schmales Brücklein, das über den Waldbach führte. Es war nur für Fußgänger, und die mußten im Gänsemarsch hinübergehen. Da blieb der Gaul stehen, schüttelte sich und schnaubte. Aber er blieb stehn. Vor dem Brücklein scheute er, und das war mein Glück. Keuchend kam der Doktor an. Ich rutschte gern herab und hätte wohl auch einen Verweis hingenommen. Aber er fragte besorgt: „Tut dir was weh?" Ich schüttelte den Kopf und setzte mich ins Gras, denn nun zitterten mir doch alle Glieder.

„Das ist ja noch gut abgelaufen", sagte er und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. „Moritz, Moritz, alter Gesell, was für Geschichten machst du!"

„Ja, wenn der Reiter nichts kann, hat der Gaul keine Schuld", sagte mein Vater, der zufällig in dieser Waldabteilung gewesen war und zu uns trat. Er hatte uns beobachtet und hätte gewiß das Pferd aufgehalten, wenn es über den Bach gesprungen wäre. Aber das wußte ja niemand vorher. Inzwischen näherten sich etliche Leute aus dem Dorf, die von der Mutter nachgeschickt waren; denn sie selbst mußte ja bei dem kranken Brüderlein bleiben. Rasch stand ich auf, um zu zeigen, daß es mir nichts geschadet hatte. Der Doktor bestieg sein Pferd, grüßte und drohte mir zum Abschied nochmal halb scherzhaft, halb im Ernst mit dem Finger und ritt davon.

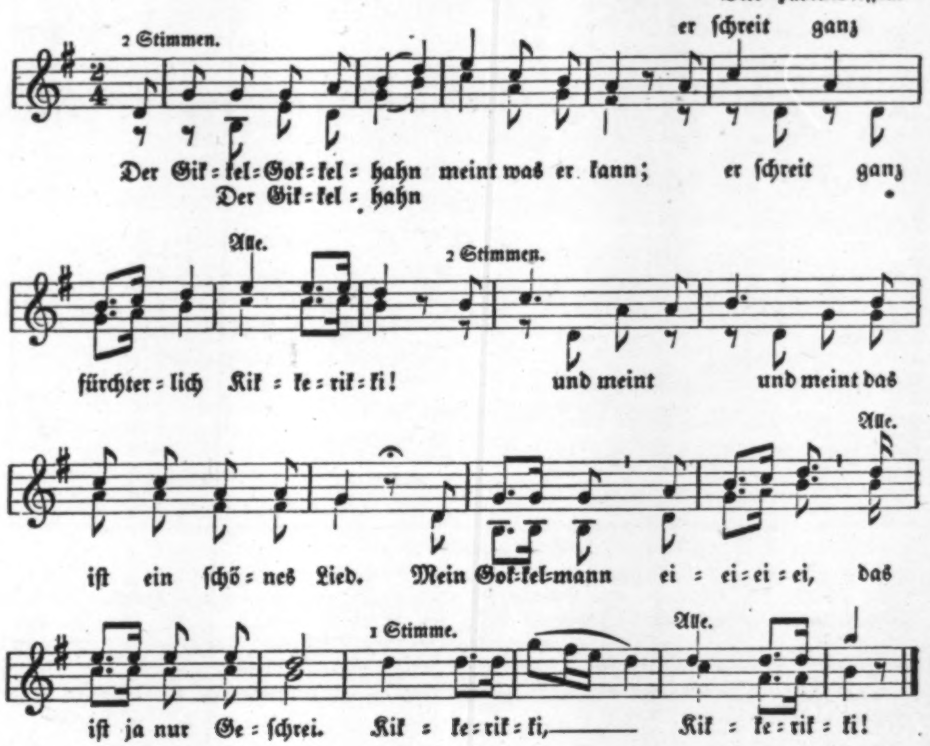
„Das war ein schöner Schreck!" sagte die Mutter, noch ganz bleich und erregt. „Wenn ich das geahnt hätte . . .!"

Ich suchte sie zu beruhigen, indem ich nochmal und immer wieder beteuerte: „Fein war's doch!"

Hel. Schmidt.

Der Gickel-Gockelhahn.

Otto Huber-Diessen.



eine mildere Temperatur. Wie lange das Garziehen braucht, ist nach Fischart und nach Größe der Stücke, auch nach der Art der Zubereitung, verschieden; es braucht also einige Erfahrung, den rechten Punkt zu treffen. Er liegt etwa zwischen 5 und 15 Minuten. Frau Weiß hat einen besonderen Ehrgeiz, diesen Punkt niemals zu überschreiten, d. h. den Fisch niemals zu lange auf dem Feuer stehen zu haben. Trotzdem muß das Fischfleisch nachher überall, auch an den Gräten, gar sein; sonst schmeckt es schlecht und löst sich nicht von der Gräte ab. Das zu treffen ist die Kunst der geschickten Hausfrau. Sie braucht dazu keine teuren Zutaten, nur ihre Augen und überhaupt ihren Kopf.

Für das Salzen und Würzen hat sich Frau Weiß eine dritte (die letzte!) Grundregel aufgestellt: alle Fische wollen, innen und außen, gut gesalzen und gewürzt sein, die feinen Flußfische milder, die Seefische etwas stärker. Besonders empfehlenswert, auch zur Entfernung des Fischgeruchs und zur Erlangung einer größeren Festigkeit des Fleisches, ist es, den Fisch oder die Fischstücke gesalzen und mit Zitronensaft, Parsala oder Essig beträufelt, 5—10 Minuten vor der Zubereitung auf einem Teller liegenzulassen. (Nicht gerade in der hellen Sonne!) Der Fisch wird dann auch noch etwas schneller gar. Nur bei sehr feinen Fischen (z. B. Forellen) ist dieses vorherige „Marinieren" nicht wünschenswert. — Der bei der Zubereitung mitentstehende Saft (die Sauce) ist also ziemlich salzig. Eine kurze Sauce läßt sich durch Zugabe von Milch, Wein, Fleischbrühe, im Notfalle auch von kochendem Wasser mildern; hat man schon bei der Zubereitung viel Wasser verwendet, wie man das früher gerne tat, dann ist die entstandene Salzlake, die aber auch wertvolle Nährstoffe enthält, nur schwer zu verwenden.

Keine „Grundregel", aber eine gute Gewohnheit ist es, daß Frau Weiß zu fast jedem Fischgericht Gemüse zugibt, und sei es im Winter nur Sauerkohl oder kleingeschnittenes Wurzelwerk von Sellerie, Möhren und Petersilie!

Hochzeit! Hochzeit!

Erzählung von Arnold Ulitz

11. Fortsetzung.

Nach der siebenten Wurst erklärte der alte Ciaja: „Jetzt bin ich wirklich satt, Karlik! Auch müde, wir können gehen!" Der Kaplan war sofort bei der Sache. Er hatte nur zwei Krupnioka gegessen, und auch aus der Hand, aber wahrlich, andere aßen mit Messer und Gabel nicht halb so fein, wie er mit den Fingern.

Sie verabschiedeten sich vom Brautpaar, und Klara konnte nicht schnell genug in die Lackschuhe. So stand sie in purpurner Verlegenheit und mußte darauf bedacht sein, ihre Füßchen zu verbergen. Franzek geleitete sie hinaus. Sie gingen in die Küche, um Abschied zu nehmen. Da lag schon ein gut verschnürtes Paket mit zehn kalten Krupnioki für den alten Ciaja bereit, und er litt es durchaus nicht, daß der Kaplan es trage. „Ich hab' sie selber gebraten, Vater!" sagte Frau Cibulka. „Gott segne dich dafür", antwortete der Alte ernst, „dein Mann kann glücklich sein!"

Mariechen Kafka stand vor dem Tor des Mühlenhofs, bis das Bäuerlein und sein schöner Sohn im Dunst des Mondes verschwunden waren.

Eine halbe Stunde später zogen die Hochzeitsgäste zum zweiten Male dem Wirtshaus zu. Die taumelnden Stallaternen, die man aus der Scheune mitgenommen hatte, waren die einzige Beleuchtung, was Frau Ruda ländlich sittlich fand, denn sie dachte sehr richtig, daß im Dunkeln allerlei vorgehen möge. Frau Smolka sah schwärmerisch zu den Sternen hinauf. Förster Gnilka sang: „Ich schieß den Hirsch im wilden Forst!", worüber Buchta empört war, weil dies Lied grundsätzlich nur gespielt wurde, wenn man von einem Begräbnis zurückkam. Diesmal zogen auch die Brauteltern, die Herren Geistlichen und Barbara Cibulka mit. Die kecken Kavaliere aus der Scheune löschten die Laternen aus, und nach dem ersten wilden Kreischen fand man, daß das Sternenlicht viel besser leuchte, weil es nicht blendete. Weit vorn, vor Wanjuras Gasthaus, brannte eine große Bogenlampe, und auf diesen weißen Lichtball wanderten die Hochzeitsmenschen zu und riefen wieder von Zeit zu Zeit: „Hochzeit! Hochzeit!", aber es war kein wildes Geschrei mehr, sondern eher ein Gesang.

Klara schmiegte sich an Josef und sprach unter Tränen des Glückes: „Von unserer Hochzeit werden alle noch lange erzählen! Bloß die Schuhe, Josef!" — „Ich küss' dir heut nacht die Füße, Klaruschka, bis sie nicht mehr wehtun!" „Wir bleiben höchstens bis zwölf, ja, Josef?" „Was, so lange?" „Oh, schäm' dich doch!"

Vor dem Gasthaus standen die Ungeladenen und konnten leider nicht soviel wie am Nachmittag sehen, denn die Vorhänge waren vorgezogen und ließen an jedem der hohen Fenster nur rechts und links einen Spalt frei. Rosa Jendrissek hatte einen guten Platz, sie konnte Swierzina sehen, der sehr verdrossen war, weil seine Frau, die sonst immer rasch schläfrig wurde, heute nicht wich.

Die geistlichen Herren saßen natürlich am Tisch der Brauteltern und des jungen Paares. Von den marianischen Jungfrauen war Mariechen Kafka die betrübte Letzte und saß neben ihren Eltern, die sich totschämten, weil niemand mit einer so Schwermütigen tanzte. „Du wirst nie einen Mann kriegen!" keifte Frau Kafka leise, und Mariechen antwortete stolz: „Ich will keinen Mann, ich will Nonne werden!", worauf Herr Kafka geradezu erklärte: „Du bist verrückt, dumme Gans!" Die fünf andern marianischen Jungfrauen tanzten jeden Tanz, und wenn sie nicht im Saale waren, dann standen sie gewiß im dunklen Kastaniengarten, um sich abzukühlen. Als der lustige Pfarrer Biala mit Mutter Kosiol tanzte, klatschten viele Beifall, so zierlich drehte sich die kleine Frau, und Franzek hätte fast geweint, doch er ermannte sich und forderte Frau Kafka als zweite Dame auf. Da schlüpfte Mariechen zu Hochwürden Globisch hin und bat ihn mit Tränen, sie müsse um Gottes Barmherzigkeit willen jetzt sogleich mit ihm sprechen, am besten im Wirtsgarten. Sie eilte auch sofort voran, und er folgte in sichtlicher Verlegenheit. Im tiefsten Dunkel der uralten Kastanien standen Verliebte, die sich abkühlten. Ganz hinten schimmerte es schneeweiß, das konnte nur Olga Wanjura, die marianische Jungfrau, sein. Mariechen wagte sich natürlich nicht in die finstere Tiefe des Gartens, sonst wäre ihr Hochwürden keinesfalls gefolgt.

„Nun, mein Kind?" Da schluchzte sie auch schon los und bekannte ihm, sie wolle ins Kloster gehen. „Aber Mariechen, darüber wollen wir doch nicht im Wirtshausgarten sprechen, nicht wahr?" „Ich wollte es ja nur sagen, ich mußte es Hochwürden nur sagen, jetzt ist mir viel leichter." Sie küßte ihm die rechte Hand, er legte ihr die linke aufs Haar und dachte: „Morgen wird sie das Likörchen ausgeschlafen haben." Sie eilte schon wieder fort, da stand gewaltig Bronislawa Kotulla vor ihrem Herrn und sagte mit bebender Stimme: „Ich weiß ja schon nicht, Hochwürden, ob sich so etwas schickt." „Dummes Ding", antwortete er ziemlich streng, „geh und wisch dem andern dummen Ding die Tränen ab. Nonne will sie werden." „Dann ist's ja gut", sagte sie kurz und machte kehrt.

Hochwürden Globisch stand noch eine Weile sinnend und sah im Schatten viele helle Tupfen. Er wußte, hier hätte er vielleicht manches zu tadeln gefunden, aber es gelang ihm nicht, entrüstet zu sein, sondern er nickte gutmütig vor sich hin und summte: „Hochzeit! Hochzeit!"

Kurz vor Mitternacht gab Klara dem Drängen ihres Mannes nach und bat Mariechen, die marianischen Jungfrauen zu benachrichtigen, es sei nun Zeit, aber Mariechen antwortete schnippisch, sie denke nicht daran, in den finsteren Garten zu gehen, wo sich gewiß alle andern herumdrückten und überhaupt ... Sehr tückisch schlug sie vor, Klara solle doch Herrn Wanjura veranlassen, einmal durch den Garten zu gehen, seine Tochter wenigstens würde er sicherlich finden. „Ach, sei doch nicht so", wollte Klara begütigen, „es ist doch Hochzeit!" „Ja, Hochzeit mit Essen und Trinken und Tanzen! Auch ich werde nächstens Hochzeit machen, aber eine andere, allerdings!" „Du bist ja neidisch", fauchte die junge Frau, und Mariechen lachte, so gut es möglich war, ohne aufzufallen, mit gellendem Ton: „Ich, neidisch? Etwa weil ich dir deinen Mann nicht gönne?" Dann wurde sie totblaß und sagte: „Mein Bräutigam wird der Herr Jesus sein!"

Zum Glück kamen soeben Willusch und Paula Pokorny, und diese beiden alarmierten die marianischen Mädchen, die sich nämlich umkleiden mußten, wie es der Brauch befahl. Sie stiegen in Olgas Zimmer hinauf, wo sechs Pappkartons schon bereitlagen und legten die letzte Tracht dieses Tages an: weiße Unterröcke und geblümte, weite Nachtjacken, die sie an der Brust sorgfältig zuhalten mußten, wenn die Burschen nicht vollends den Verstand verlieren sollten.

In diesem Aufzug betraten sie feierlich den Saal. Die Musik brach sofort ab, und nur die kreischende Breslauer Dame, die nichts von dem dörflichen Brauch wußte und begriff, störte die Stille. Da Mariechen sich geweigert hatte, die marianische Sprecherin zu sein wie bisher, trat Olga mit einem tiefen Knicks vor das junge Paar und sprach: „Herr und Frau Mazuga, es ist soweit!"

(Schluß folgt.)

O, diese Kinder

Auf einem Gut hat ein junges Ehepaar einen fünfjährigen Jungen aufgenommen. Schon nach ein paar Tagen herrschte zwischen dem kleinen Berliner und seinen Pflegeeltern das beste Einvernehmen. Fragt die junge Frau den Kleinen eines Tages: Wieviel Menschen hast du wohl so richtig lieb, Walterchen?“ Nach kurzem Ueberlegen erwidert er: „Ick habe sechs Leute lieb.“ Und auf die Frage, wer das alles ist, zählt der Kleine an den Fingern auf: „Da ist erstens unser Vater, und denn kommt die Mutti, denn dett Elschen, watt meine Schwester ist, und denn kommst du und der Onkel Franz“, womit er den Gatten der jungen Frau meint. Darauf meint die junge Pflegemutter: „Aber das sind doch erst fünf Menschen, Walterchen, wer ist der sechste?“ Worauf sich Walterchen in die Brust wirft: „Der sechste, dett bin icke.“

*

Ein achtjähriger Junge, etwas rüpelhaft und wild, wird, nachdem die Pflegeeltern schier verzweifelt sind und sich nicht mehr zu helfen wissen, ganz offiziell vom Kreiswalter in sein Dienstzimmer eingeladen und dort ordentlich zurechtgestaucht. Klein und häßlich verspricht er, sich nun endlich zu bessern. Damit zieht er ab. Vor der Tür fragt ihn sein Pflegevater, wie es denn da drinnen zugegangen sei? Darauf die Berliner Pflanze unverwüstlich: „Ach laß man, ick hab' mir wieder mit ihm vertragen!“

*

Die Mutter der kleinen Ilse schreibt sorgfältig alle Ansprüche der Kleinen in ein Heft, stets mit einem Datum versehen. Unvorsichtigerweise läßt sie neulich das Heft einmal auf dem Tische liegen. Ilse findet es und blättert es durch.

„Du, Mutti“, meint sie schließlich, „fünf Tage lang hast du nichts mehr hineingeschrieben. Ich glaube, es ist wohl Zeit, daß ich wieder etwas Drolliges sage.“

*

Eine junge Mutter und ein vielleicht drei Jahre altes Mädel sitzen mir gegenüber auf einer Bank in einer überdeckten Laube. Es hat kurz vorher geregnet, nun aber lacht die Sonne wieder hell und warm. Da höre ich folgendes Gespräch:

„Mutti, warum tut es regnen?“

„Weil der liebe Gott es so will.“

„Warum will der liebe Gott das denn?“

„Weil nicht immer die Sonne scheinen kann.“

„Warum denn nicht?“

„Weil es auch einmal regnen muß.“

„Mutti, warum muß es regnen?“

„Weil sonst nichts wächst.“

„Warum wächst sonst nichts?“

„Weil alles verdorren würde.“

„Darum regnet es?“

„Ja.“

„Wenn es nicht regnet, dann wächst nachher nichts?“

„Nein.“

„Warum darf ich beim Regen denn nicht draußen bleiben?“

„Weil du dann naß wirst, mein Liebes.“

„Werden die Blumen denn nicht naß?“

„Freilich.“

„Warum bleiben die Blumen denn draußen, wenn es regnet?“

„Weil sie wachsen müssen.“

„Muß ich auch wachsen, Mutti?“

„Natürlich, mein Kind.“

„Warum darf ich denn beim Regen nicht draußen bleiben?“

„Weil deine Kleider dann verderben.“

„Aber dann wachse ich doch nicht?“

„Doch, mein Kind, du wächst trotzdem.“

„Ohne Regen?“

„Ja.“

„Die Blumen aber nicht?“

„Nein, die brauchen Feuchtigkeit.“

„Brauche ich denn keine Feu ..., Feuch ..., Feuchtlichkeit?“

„Doch.“

„Mutti, was ist denn das, Feuch ..., Feuchtlichkeit?“

„Feuchtigkeit? Das ist zum Beispiel Regen.“

„Und regnen muß es?“

„Ja, damit alles wachsen kann.“

„Und ich darf beim Regen nicht draußen bleiben?“

„Nein.“

„Aber ... aber dann wachse ich doch nicht?“

„Doch.“

„Ohne Regen?“

. . . .

Es war ein schöner heller Sommertag in einem herrlichen Park — aber nun hielt ich es auf diesem an sich so herrlichen Plätzchen nicht mehr aus...

Ha, das schmeckt! Natürlich –

Oetker-Pudding!

Den gibts bei uns jeden Sonntag und auch manchmal in der Woche.

Puddingpulver z. Zt. auf die Abschnitte N 21 und 22 der Nährmittelkarte erhältlich

Wer entdeckt »Bayer« Arzneimittel?

Es sind Forscher von Ruf, ernste Männer der Wissenschaft, Pioniere des Fortschritts. Wenn sie ein Heilmittel zur Verwendung freigeben, dann hat es erfolgreich die schwierigsten Prüfungen überstanden. Dafür bürgt das »Bayer«-Kreuz.

BAYER

Es kann nicht jeder Soldat sein. Aber jeder kann in diesem Krieg das Seine tun.

Darum spende zur Reichsspinnstoff-Sammlung vom 28. Juli bis 23. August 1941

Wir müssen Eier jetzt einlegen!

Vorsorge für die Zeiten treffen, wo es wieder weniger Eier gibt! Das ist so mühelos und praktisch, wenn Garantol verwendet wird. Versuchen Sie es dieses Jahr auch einmal, Sie werden über den Erfolg überrascht sein, denn

Garantol konserviert Eier über 1 Jahr

– und was wichtig ist: die Eier können zu jeder Zeit unbedenklich entnommen und zugelegt werden!

Das richtige **Wundpflaster** für Schnitt-, Schlag-, Quetsch-, Stich-, Riß- und Brandwunden heißt: **Trauma Plast**

In allen Apotheken und Drogerien

Treue HELFER in NOT und GEFAHR

Gesundheit ist Pflicht. Wegweiser für gesunde Lebensgestaltung. Von Dr. Diwok. Mit 35 Abb. 110 Seiten .. RM 1.20

Körperbau u. Lebensvorgänge d. Menschen Von Dr. Diwok. Mit 43 Abb. 106 S. RM 0.75

Richtig helfen bei Unfällen. Von Dr. Diwok. 67 Abb. 100 S. RM 0.75

Kräuterhilfe .. Krankenheil (Heilkräutergemische). Von Dr. Strauß. 30 Abb. 102 S. RM 0.75

Gasschutz, Gashilfe gegen Giftgase. Von Dr. Ruff und Prof. Jeßler. 60 Abb. 84 S. RM 0.60

Notverbände und ihre Technik. Von Dr. Marloth. Mit 106 Abbildungen. 48 Seiten. RM 0.50

Die Heilmittel, woher sie kommen, was sie sind, wie sie wirken. Von Dr. Strauß. 47 Abbildungen. 144 Seiten .. RM 1.—

5000 medizin. Fachausdrücke – verständlich gemacht. Von Dr. Strauß. 96 S. RM 0.75

Der gesunde Säugling Von Dr. Niemes. Mit 72 Abb. 96 S. RM 0.70

Wie pflege ich Kranke? Von Dr. Silberkuhl. Mit 95 Abb. 96 S. RM 0.70

Massage. Von Dr. Sieburg. Mit 111 Abbild. 103 Seiten ... RM 0.75

Achtung... Bakterien! Ihre Beschaffenheit, ihre Bedeutung, ihre Bekämpfung. Von Dr. Ed. Strauß. 55 Abb. 103 S. RM 0.80

Vitamine. (Vorkommen, Eigenschaften, Wirkung.) Auskunft an alle von Dr. Ed. Strauß. Mit 30 Abb. 102 S. RM 0.75

Gesicht / Gewicht / Geblüt / Gemüt (Schönheits- und Körperpflege). Von Dr. Strauß. 55 Abb. 128 Seiten ... RM 1.—

VERLAG ALWIN FRÖHLICH • LEIPZIG N 22/Re

Abgearbeitete

Nerven

H. Fritz Langhals, Hausmstr., Dortmund, Haydnstr. 56 p., schr. am 12. 5. 40: „Ich war mit mein. Nerven ganz heruntergekommen u. zu kein. Arbeit fähig. Heute jedoch, nach Gebrauch d. Trineral-Ovaltabletten, kann ich mein. Beruf wied. voll u. ganz nachgehen. Bei **Nerven- u. Kopfschmerzen, Rheuma, Ischias, Gicht, Hexenschuß, Erkältungskrankheiten, Grippe** helfen die hochwirks. Trineral-Ovaltabletten. Sie werden auch v. Herz-, Magen- u. Darmempfindlichen best. vertragen. Mach. Sie sof. einen Versuch! Origpckg. 20 Tabl. **nur 79 Pfg. In all. Apothek. od.** Trineral GmbH., München M 27/314 Verl. Sie kostenl. Broschüre „Lebensfreude durch Gesundheit"!

Bei Erkältungen, Husten, Bronchitis

Katarrhen von Kehlkopf, Luftröhre, Bronchien, Bronchiolen, Asthma kommt es nicht nur auf Lösung u. Auswurf des Schleimes, sondern auch darauf an, das empfindliche Atmungsgewebe weniger reizbar und recht widerstandsfähig zu machen und so die Krankheitsursache zu treffen. Das bezweckt der Arzt, wenn er das bewährte „Silphoscalin" verordnet, über das so viele gute Erfahrungen u. Anerkennungen von Professoren, Aerzten, Patienten vorliegen, daß auch Sie „Silphoscalin" voll Vertrauen anwenden können, wenn Sie in solcher Lage sind. — Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Silphoscalin" und die grüne Packung. — 80 Tabletten RM. 2.57 in *allen* **Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München, Rosenstraße 6.** *— Verlangen Sie von der Firma Carl Bühler, Konstanz, kostenlos und unverbindlich die interessante, illustrierte Aufklärungsschrift S/ 597*

Der Seekrieg in Bildern

Umfang 112 Seiten mit 120 Bildern in Kupfer-Tiefdruck

PREIS RM. 2.—

Marine-Verlag Heinrich Beenken, Berlin C 2

Überanstrengte brennende Füsse

sehnen sich nach den bewährten Efasit-Fußpflegemitteln. Efasit verleiht den Füßen Frische u. Stärke, befreit von Fußbeschwerden, beseitigt Blasen, Schwellungen, Fußschweiß, Hornhaut, Hühneraugen, Ekzeme und heilt wunde Stellen. Machen Sie einen Versuch, aber nehmen Sie nur Efasit! **Efasit-Fußbad (8 Stück) RM -.90, -Fußcreme RM -.55, -Fußpuder RM -.75, -Hühneraugen-Tinktur RM -.75**

Zu haben in allen Fachgeschäften.

Efasit-Vertrieb Togalwerk München 27

Efasit

Kommen Kopfschmerzen vom Magen?

Sehr häufig sogar! Die Zusammenhänge zwischen Magen und Kopfnerven sind sehr eng und vielgestaltig. Aber Kopfschmerzen können auch viele andere Ursachen haben. Hierbei ist an Ueberanstrengung, rheumatische Störungen und eine große Anzahl anderer Erkrankungen zu denken. Das kann nur der Arzt entscheiden. Wirklich nachhaltig helfen kann dann auch nur eine gegen die Ursache gerichtete Behandlung.

Daneben braucht der Kranke aber doch vielfach ein Kopfschmerzmittel, das ihn wenigstens zeitweise von seinen Schmerzen befreit. In manchen Fällen, so bei rheumatischen und nervös bedingten Kopfschmerzen, kann diese Hilfe sogar eine dauerhafte sein. Ein seit 25 Jahren bei Kopf- und Nervenschmerzen wie auch bei Rheuma, Gicht, Ischias, Grippe und Erkältungskrankheiten bewährtes Mittel ist Togal. Togal fördert die Heilung und stellt Schaffenskraft und Wohlbefinden bald wieder her. Keine unangenehmen Nebenerscheinungen! Togal verdient auch Ihr Vertrauen! Es gibt keinen Togal-Ersatz! Sie bekommen Togal zum Preise von Mk. —.89 und Mk. 2.19 in jeder Apotheke.

Kostenlos erhalten Sie das interessante, farbig illustrierte Buch „Der Kampf gegen Rheuma, Nervenschmerzen und Erkältungskrankheiten" vom Togalwerk München 8—O/14

KURZSCHRIFT

Anfänger bis 80 Silben in der Minute. Eilschrift. Förderung bis zur Redeaufnahme

MASCHINENSCHREIBEN

Anfänger bald hohe Leistungen. Leistungssteigerung für Fortgeschrittene. Briefe schön herstellen

DEUTSCH, ABER RICHTIG!

Fremdsprachen-Kurzschriften. Verlangen Sie umsonst Aufklärung über den Unterricht. Prospekt 148 »Was sagen Hunderte meiner Schüler«

SCHELLHAMMER-KURZSCHRIFT-BRIEFUNTERRICHT-BERLIN-GRUNEW.

„Hicoton" gegen

Bettnässen

Preis RM. 2.90. Zu haben in all. Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke **München,** Rosenstr. 6

Luftschutz ist Pflicht!

Die Schwesternschaft des Ev. Diakonievereins

Berlin-Zehlendorf, Glockenstraße 8

stellt deutsche evangelische Mädchen als **Kranken- und Säuglingspflegeschülerinnen** ein.

23 Kranken- und Säuglingspflegeschulen

in allen Teilen Deutschlands.

Ausbildung kostenlos. Alter 18 bis 25 Jahre. Ausbildungsdauer bei Mittel- oder Oberschulabschluß 1½ Jahre. Bei Volksschulabschluß vorher ergänzende Aufbaubildung. Auskunft und Prospekte durch obige Anschrift

Katzenfelle sind bei Rheuma meist nur ein schwacher Trost, obwohl sie auf die Säfteströmung der rheumakranken Gewebe einwirken. Intensiver hilft Melabon mit seinem zirkulationsfördernden und entzündungshemmenden Einfluß. Außerdem aber wirkt Melabon peripher und zentral schmerzbefreiend, daher der rasche und anhaltende Erfolg bei Rheuma u. ähnlichen Beschwerden. Pckg. 72 Pfg. in Apoth.

Gratis

Verlangen Sie unter Bezugnahme auf diese Anzeige die interessante kostenlose Aufklärungsschrift über Melabon von Dr. Rentschler & Co., Laupheim 137 F

Melabon

Torpedo-Freilauf mit F & S-Kettenschaltwerk die große Sache der sportbegeisterten Jugend

FICHTEL & SACHS A G SCHWEINFURT M

SPENDET ZUM 2. KRIEGS-HILFS-WERK FÜR DAS DEUTSCHE ROTE KREUZ

FÜR DIE KÄMPFER BRINGT DIE HEIMAT JEDES OPFER.

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18

Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow

Anzeigenverwaltung: Heinrich Beenken Verlag, Berlin C 2, Wallstraße 17—18, Fernruf 16 02 55 (Sammelnummer). Postscheckkonto: Berlin 953 (Anzeigen-Abteilung). — Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Rudolf Krause, Berlin SW, Alte Jakobstraße 124. Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 3.

Druck: Heinrich Beenken, Buch- und Tiefdruckerei, Berlin C 2

159 Dr. Becker
Meysonbugschule
1088

Sommerabend

Aufnahme: Archiv der „Reichs-Elternwarte"